Гор.о 304. / 3.
J. Ho

Skizze von Wien.

Drittes Heft.

Wien und Leipzig.
In der Kraussischen Buchhandlung
1787.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

LIX.

Unbequemlichkeiten.

Das klagen über die grossen Städte ist eine abgedroschene Sache.

Timon und Diogen der Hund fluchten und spotteten schon im grauen Alterthum über Athän und Korinth.... Freund Juvenal *), der Skizzirer von Rom, schrieb

*) Wunderbar! Juvenal und Sankt Thomas sind beide aus Aquino. Diese Stadt scheint zur Wiege grosser Geister bestimmt. Der erste schrieb freilich nur fünfzehn Satyren,

ein derbes Kapitel gegen die Residenzstadt des Römischen Kaisers .... Samuel Johnson mit seiner Lastträger-Fysiognomie — wie Helfrich Peter Sturz ihn besichtskundet — nahm London zum Titel und Inhalt seiner bekannten Satyre .... der redselige Mercier findet Paris so abscheulich und unheilbar verdorben, daß er, um die Sache kurz abzuthun, sich nicht entblödet, seinen mit Paris so sehr zufriednen Landsleuten den verzweifelten Rath zu geben, falls sie nicht Lust hätten, Se. Majestät König Sardanapal, schwelgerischen Andenkens,

nach-

voll heidnischer Afterweisheit. Dafür schrieb der andere seine Summa, und noch siebzehn wohlbeleibte Folianten darüber, und dieß alles mit einer Salbung, daß — wofern uns die Ordenslegende der Ehrw. P. P. Dominikaner nicht zum beßten hat — ein hölzernes Kruzifix einst dem Kirchenlehrer sagte: *Bene de me scripsisti Thoma!* ...

nachzuahmen, wenigst mit Sak und Pak aus der Stadt zu ziehn, und dieselbe auf allen vier oder acht Eken in Brand zu steken, um dieses Brutnest alles Aergernisses, und Verderbnisses vom Angesicht der Erde zu vertilgen.

Dieß im Vorbeigehn: nun wieder zur Sache .... Wien hat seine Unbequemlichkeiten, und manche derselben sind nicht klein.

Ein griechischer Kaiser in Konstantinopel ließ sich, wie man weiß, das Aη-ρικον oder die Luftsteuer bezahlen. Dieß ist unstreitig eine vermaledeite Abgabe, um so vermaledeiter, da sie gerade für die schlechteste Luft — die Luft der Hauptstadt — bezahlt werden mußte. Stünde es aber in der Gewalt eines Kaisers, seiner Stadt ein Lüftchen zu verschaffen, wie es z. E. um Laxenburg, Petersdorf ꝛc. weht: so bin ich gewiß, die Wiener würden sich dazu verstehn, eine mässige Luftsteuer zu bezahlen.

Jeder Mensch dünstet täglich ein paar Pfunde von Schweiß, Säften ꝛc. aus. Nehmt nun die Ausdünstungen von mehr als einer Viertel = Million Menschen, von vielen tausend Pferden und Hunden, von drei tausend offenbar Kranken, und zehntausend heimlich Kranken, Gebrechlichen und Preßhaften; die Ausdünstungen der Gefängniße, der Fleischbänke, der Geflügel = und Fischmärkte, der Gerber, Färber, der Kupferschmiede, und ähnlicher Werkstätte, der Ställe, Kloaken, Küchen, Lampen, des Hezhauses ꝛc. ꝛc. und dieß alles auf dem Raum von einer kleinen Quadrat = Meile: so habt ihr die Atmosfäre von Wien. Diese noch in sehr enge Gässen, mit thurmhohen Häusern bepflanzt, so eingeschlossen, daß ihr der freie Zug sehr gehemmt ist: und nun gesteht, daß es in der That nicht bequem sei, dieses Pot = Pourri von sein sollender Luft sein Lebelang einathmen zu müssen.

„Der

„Der Elemente beßtes ist Wasser„ sagt **Pindar** in einer seiner olympischen Oden. Hätte der gute alte Versifex seine Porzion von diesem Elemente in Wien getrunken, er würde wohl anders gesungen haben. Leider sind wir hier verdammt, schlechtes Wasser zu geniessen. Der Fürst Schwarzenberg und die ehrwürdigen P. P. Kapuziner auf dem Neuenmarkt allein machen eine Ausnahme: das Wasser ihrer Häuser ist das beßte in ganz Wien. In vorigen Zeiten trank es der Hof von dorther, und noch lassen es einige Grosse aus ienen Quellen holen. Der öffentlichen laufenden Brunnen sind eben nicht viele, und dann herrscht noch obendrein das Vorurtheil, lieber das Wasser aus stehenden Hausbrunnen, als aus Röhrbrunnen zu trinken. Dieses stehende Wasser ist in der ganzen Stadt, noch mehr in den niedrig liegenden Vorstädten, weich, lettig, wärmlich, sezt sich in wenigen Stunden dicht an die Gläser, macht

Schleim im Halse, Blähungen im Magen, Schläfrigkeit, und spannt die nicht daran gewöhnten Gedärme stark ab.

Welche Unbequemlichkeiten! Sie sind aber lange nicht die einzigen.

Eine Kutsche ist heut zu Tage das unentbehrlichste Geräthe des Mannes vom Stande, des weichlichen Weibes, des selbstsüchtigen Reichen. Auch für den Mann geringerer Klasse, den im trüben, kothvollen Wintertag, im erstikenden Staub des Sommers, ein Geschäft schnell von einem Ende der Stadt zum andern, oder gar tief in den Winkel einer abgelegenen Vorstadt ruft, ist ein stäts angespannter, um einen mässigen Preis bereit stehender Wagen, eine unverkennbare Bequemlichkeit.

Aber von der andern Seite, welche Unbequemlichkeit verursacht die Menge der Wägen! Die Strassen sind auf beiden Seiten mit stillstehenden Kutschen besezt, daß man nur mit Mühe neben den Häu-

fern hinschleichen kann, und nicht selten eine Porzion Wagenschmier auf dem Kleid mit nach Hause bringt. In der Mitte der Strassen rennen andere in vollem Trott einher, und drohen Euch zu zermalmen. Von allen Seiten schreien die Kutscher, so daß man nicht weiß, welchem zu erst auszuweichen sei. Im Winter ists gefährlich, weil man auf dem Schnee die Pferde und Räder nicht hört; im Sommer verhindert das Rasseln des gegen Euch fahrenden, daß Ihr den hinten nachkommenden nicht hört. Geht Ihr auf der Strasse herum, um Euren Gedanken nachzuhängen, so seid ihr am übelsten daran: der nächste Bengel von Kutscher macht durch sein plözliches: „ Auf! „ Euren beßten Einfall scheitern, und zwingt Euch, troz aller Gravität, oft Sprünge wie ein Hasenfuß zu machen, um das Leben zu retten. . . . Wir wissen, daß einst in Abdera die Frösche so sehr überhand nahmen, daß sie die Ab-

deriten aus der Stadt verdrängten. Ob uns dieß nicht unsere Pferde einst noch thun werden, ist eine grosse Frage. Zu mancher Stunde drängen sie uns schon wirklich aus mancher Gegend weg. . . . Vom Hauserschütternden Getöse, das Kranke und Wöchnerinnen und Gesunde Tag und Nacht in der Ruhe stört, nichts zu sagen.

Nicht genug, daß tausend Wägen beständig die Strassen überlagern: die ganze kalte Jahrszeit, das heißt, ungefähr sechs Monate lang, liegen die ohnehin schon engen Strassen noch allenthalben voll Brennholzes, das klafterweise vor den Hausthüren gespaltet und gesägt wird. Der Holzspalter sieht und hört nichts: er haut auf seine Klöze los, und sollte die ganze Gasse halbe Tage lang verstopft bleiben. Bekommt Ihr im Vorbeischlüpfen eine Spalte auf Schienbein und Waden, an Baken und Nasen: je nun, so müßt Ihr euch wieder heilen lassen. . .

Man

Man hat schon einigemal den Vorschlag gethan, die Eigenthümer dahin zu bringen, ihr Holz sogleich auf dem Kaufplatze spalten zu lassen: warum es nicht geschieht, das mag eine Löbl. Polizei wissen.

Dieß ist eine Plage im Winter: der Sommer hat deren nicht minder. Wer ist, der beim Anbrechen des Frühlings, wenn neues Grün die ländliche Erde schmükt, nicht gern des Tages wenigst einmal die Felsenmassen der Stadt verließ, um den Balsamduft von Pflanzen und Bäumen einzuhauchen? Aber wie soll man hinauskommen? sei es auch, daß der Spaziergang nicht weiter, als bis auf die Esplanade oder in einen Garten der Vorstädte führen soll. Die Thore von Wien sind Festungsthore, sie sind so eng, daß nur Ein Wagen, und durch das Nebenthürchen nur Eine Person kommen kann. Welche Rippenstösse setzt es da ab! wie rennt man einander gegen Stirn und Nasen! wie oft wird man auf die Füße getreten! Und dann

bis

bis über die Brüke hinaus! ein ewiger Wind bläst dort ewigen Staub in die Augen, und zwingt, das Gesicht mit Tuch zu verstopfen. Kurz, der Ausgang und Rükweg beschert so viele Unbequemlichkeikeiten, und erhizt so sehr, daß er das kurze Vergnügen weit überwiegt, und uns despotisch in die Stadt einschließt. . . Will man ganz über die Linie hinaus in das freie Feld: Neuer Jammer! Ein Weg von drei Viertelstunden bis an die Gränze der bestaubten Vorstadt; eben so viel zurük: wie viel bleibt für den Genuß der ländlichen Natur, wenn man nicht einen Wagen oder einen halben Tag aufzuopfern hat?

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Nach der Bibel beweisen dieß auch die vier diken Bände, welche vor Kurzem Herr Zimmermann über diesen Stoff geschrieben hat. Die Einsamkeit hat immer und überall mehr Narren als Weise gemacht, folglich stets

mehr

mehr Böses als Gutes gestiftet. Man geht also in Gesellschaft. Aber auch dieß hat in Wien seine Schwierigkeiten. Es erfordert gewisse Puzregeln, es erfordert einen ansehnlichen Kleidervorrath. Man muß in den ordentlichen Gesellschaften auch der Häuser vom Mittelstande nicht bloß abwechselnd nach der eben herrschenden Jahrszeit gekleidet erscheinen; sondern man darf auch nicht zu oft in einerlei Anzuge sich darstellen, wenn man nicht Anfangs verdekt, und endlich wohl auch sichtbar und hörbar will ausgepfiffen werden. . . Nun gesetzt auch, eure Garderobe sei auf den Fuß des guten Tons gestellt: welche Unbequemlichkeit ist es für den Mann, der den Werth der Zeit zu schätzen weiß, stundenlang unter den Händen des Haarzausers zu sizen, und sich des Tags ein paarmal ganz von unten auf frisch anzukleiden, um des Abends ein Stündchen im schimmernden Visitenzimmer sich auf ge-

rathewohl — gut oder schlecht — unterhalten zu können.

Es wäre eine sehr mögliche Sache, ein ganzes Heft mit Unbequemlichkeiten anzufüllen, wenn es darum zu thun wäre, das ganze Register derselben durchzugehen. Dieß mag ein Mann thun, der mehr aufgelegt ist, die Schattenseite der Dinge aufzusuchen und zu schildern, als ich es bin.

Eine allgemeine Frage aber ist, wie kommet es, daß Leute, die von den Unbequemlichkeiten einer grossen Stadt so fühlbar überzeugt und belästiget sind, Leute die es in ihrer Wahl haben, sich den Ort ihres Aufenthals zu bestimmen, doch die Hauptstadt jedem andern Wohnplaz vorziehn? ... Hans Jakob Rousseau, zum Exempel, schimpfte unaufhörlich gegen Paris, und wohnte doch Jahre lang in der rue plâtriere. Allein Hans Jakob war, wie wir wissen, ein Fantast; sein Beispiel beweist also nichts. Es gibt an-

dere Gründe, warum man so gerne in der Hauptstadt lebt, und dieß sind ihre Bequemlichkeiten.

LX.

Bequemlichkeiten.

Der erste Grundsaz jeder gesitteten bürgerlichen Gesellschaft heißt: Opfre einen Theil deiner persönlichen Menschenrechte und Freiheiten auf, um den übrigen Theil desto sicherer zu geniessen. Eben dieß ist der Fall mit den Bequemlichkeiten in einer grossen Stadt: laßt einige fahren, um in den Besiz der übrigen zu kommen. Wo nicht: so zieht euch aufs Dorf. Dort trinkt ihr reine Luft und reines Wasser; keine Kutsche stört bei Tag euren Gang, bei Nacht euren Schlaf; kein Visitenzimmer zwingt euch, die Hälfte des Tages am Puztisch zu verschwenden, und ein Sklav eures Schneiders zu seyn.

Ihr

Ihr habt dort weder hohe Treppen zu steigen, noch tiefe Büklinge zu machen; ihr könnt vielleicht der Erste daselbst seyn — wenn euch dieser Punkt etwa eben so nahe am Herzen liegt, wie weiland dem Julius Käsar — da ihr im Gegentheil in der Stadt kaum der hundertste seyd. Ein mittelmässiges Vermögen macht euch dort zum Kroesus. Keine Lästerkronik lauert an eurer Thüre, um jeden Fehltritt eines schwachen Augenblicks von Haus zu Haus zu tragen; und tausend empörende Auftritte der Thorheit und des Lasters, das tägliche Schauspiel der Hauptstadt, bleiben von euch entfernt, verwunden euch weder Kopf noch Herz.

Troz ähnlicher Vorzüge des Landlebens, troz der Unbequemlichkeiten der Stadt, bleibt diese doch immer der Lieblingsplaz des Reichen, des Unbemittelten, des Ehrgeizigen, des Bequemen, des Geschäftmannes, des Müßigen und Geken, und selbst des Filosofen.

Der

Der Reiche findet beim erwachen jedes Morgens tausend Hände bereitwillig, ihm jeden Reiz des Lebens, jede Nahrung der Sinnen nnd des Geistes zu verschaffen. . . Der Mittellose trift hundert Wege zu seiner Erhaltung, die in einem kleinern Ort nicht sind und nicht seyn können; so lange er gesund ist, und arbeiten will, ist er auch seines Unterhalts sicher; denn es ist kein Talent so roh, keine Kunst so klein, keine Arbeit so seltsam, die nicht in Wien Jemanden findet, der ihrer bedarf. . . Der Ehrgeizige ist nirgend in so glänzender Gesellschaft, wie hier, kann nirgend seine hohen Absichten so thäthig betreiben, als in der Hauptstadt. . . . Der bequeme Mann, o! wo kann der seinen Tabernakel besser aufschlagen als in der Hauptstadt! zu Hause und im Wagen, im Bette und an der Tafel mag er unausgesetzt seinem Lieblingshange frohnen. Die Baukunst, die Mechanik, und die Kochkunst, und noch tausend andre

Künste unsers erfindungsreichen Jahrhunderts bestreben sich in die Wette, den Forderungen seiner sybaritischen Weichlichkeit Genüge zu leisten, ja dieselben noch zu übertreffen. . . . Der Geschäftmann hat an keinem andern Plaz des ganzen Staats ein so fruchtbares und weit ausgedehntes Feld für seine Thätigkeit. Hier fliessen täglich nicht nur aus allen Provinzen des grossen österreichischen Staats, sondern auch aus allen übrigen europäischen Reichen die wichtigsten und interessantesten Nachrichten zusammen. Für diesen Standpunkt ist kein Talent zu groß, kein Plan zu weitumfassend, keine Arbeit zu erhaben; so wie von der andern Seite beinahe auch keine zu geringfügig, zu nichtsbedeutend.

Der Müßiggänger endlich! — ein paar Pläze in ganz Europa ausgenommen — Wo wird ihm die sonst so schwere Kunst, die Zeit zu tödten, so sehr erleichtert, als in Wien! Wo kann er mit

so vieler Bequemlichkeit von Vergnügen zu Vergnügen, von Spektakel zu Spektakel, von Zerstreuung zu Zerstreuung rennen! Die Lustpläze, die Ergözlichkeiten, die Spielhäuser, die Freudenmädchen! welche ununterbrochene Reihe von Gelegenheiten biethen sie ihm dar, seinem schönen Beruf nachzuhängen. In der That, der muß ein armseliger Tropf sein, welcher in Wien nicht den angenehm beschäftigten Müßiggänger machen kann... Des Müßiggängers nächster Anverwandter, der Gek, kann ebenfalls mit Wien hoch zufrieden seyn. Es kömmt nicht leicht unter irgend einem Meridian eine gekenhafte Nichtswürdigkeit, in Kleidung, Moden; eine Albernheit in Geberden, Gang, Stellung; eine Hasenfüßigkeit im Konversazionston, in gesellschaftlicher Spielerei, zur Welt, wovon er nicht durch fleißige Apostel und Negoziateurs dieser Dinge benachrichtiget wird. Und dann hat er auch noch den Vortheil oben drein,

daß er sich hier in einer sehr zahlreichen Gesellschaft seiner Mitbrüder befindet.

Und neben allen diesen Leuten befindet sich auch der eigentliche Mensch — der Filosof nämlich — in der Hauptstadt allein am beßten, und an seinem wahren Standpunkt.

The proper Study of Mankind is Man *)

sagt der weise Pope; und Jederman, der den Werth der Dinge hienieden etwas näher kennt, gibt ihm Recht. Nun ist es eine ausgemachte Sache, daß man den Menschen nirgend von so vielen Seiten, so durch und durch studieren könne, wie in der grossen Menschenvollen Residenz. In einem kleinen Städtchen sind die Seelen, Leidenschaften und Meinungen der Ein-

*) Das eigenthümlichste Studium des Menschen ist der Mensch.

Einwohner so einförmig und schlapp, wie der Schnitt und Stoff ihrer Kleider. Aber in der grossen Stadt, wo Ehrgeiz, Gewinnsucht, Luxus, Stolz, Neid, Eifersucht, Geldgierde, Betrug, Reichthum und Elend, alle Leidenschaften, alle Kräfte der Seele und des Körpers, auf tausenderlei Arten reizen, drüken, und spannen; wo man eben so unendlich manchfaltig denkt, glaubt, spricht, und handelt, als man abstechend und bunt gekleidet ist: da ist die wahre Weide für den ruhig zuschauenden Menschenspäher. — Will er seine Augen vom grossen Haufen abwenden, und in einem seltnen Zirkel weniger auserlesener Weisen die Stunden seiner Muße geniessen, wo man unter den Rosen der Freundschaft über Wahrheit und Irrthümer, über Licht und Schatten, über sublime Armseligkeiten, und verachtete Wesentlichkeiten, von freier Brust spricht; wo man den Mann und die Sache unterscheidet; und jedes Ding

so ziemlich an seinen gehörigen Plaz stellt: so findet er auch diese, wenn er ihrer würdig ist. O! ich versichere euch, Wien hat seine wahren Filosofen; aber ihr Name ist freilich nicht Legion: und auch diese wenigen sind es nicht für Jederman, und nicht jedem in gleich hohem Grade. .

. . . .

So wird diese Stadt Allen Alles: eine Universal-Bequemlichkeit, aus der jeder seine individuelle herleiten kann, um sich für die Unbequemlichkeiten derselben zu entschädigen.

LXI.

Volks-Laune.

„Wenn ich einem Fürsten zu rathen „hätte, so würd' ich ihm nichts eifriger „empfehlen, als — **Sein Volk in gu-„te Laune zu sezen.** Kurzsichtige Leu-„te sehen nicht, wie viel auf diesen ein-„zigen Umstand ankommt. . . . **Ein**

„fröh-

„ fröhliches Volk thut alles, was es zu
„ thun hat, muntrer und mit besserm
„ Willen, als ein dummes oder schwer-
„ müthiges; und (unter uns gesagt,
„ ihr Hirten der Völker!) es leidet
„ zwanzigmal mehr als ein anderes;
„ eure Majestäten dürfen es kühnlich auf
„ die Probe ankommen lassen. „

So läßt **Wieland** — der Meister in der Filosofie des Lebens — seinen Diogenes von Sinope sprechen.

Der Beherrscher Wiens hat nicht nöthig, diese seine Unterthanen erst in gute Laune zu sezen, er darf sie nur in derselben erhalten; denn die Wiener bringen die gute Laune mit sich auf die Welt, wie die Stahren die Laune zu schwazen. Und dieß ist um so besser für sie, wenn es mit der zweiten Konsequenz des Σωκρατης μαινομενος *) seine Richtigkeit hat;

*) Des rasenden Sokrates oder Diogenes.

denn der Wahrheit zur Steuer muß man gestehen, daß im heutigen Europa das Wohl der Staaten wirklich von Jahr zu Jahr etwas theurer wird.

Das gemeine Volk im nördlichen Deutschland ist im hohen Grade mürrisch, trozig, eigensinnig, zanksüchtig, übellaunig, und zu Thätigkeiten geneigt: sein ganzes Nervensistem scheint scharf gespannt zu sein. Dessen kann sich iedermann überzeugen, der in iene Gegenden kömmt; selbst die Schriftsteller iener Länder gestehen es ein. Was die eigentliche Ursache davon sei, ist nicht entschieden. Einige wollen es der protestantischen Religion zuschreiben, welche in ihrer Liturgie etwas düsterer, und schwerfälliger ist, und für den Pöbel zu wenig Sinliches hat. Andere leiten es aus der mindern Fruchtbarkeit jener Länder, der grössern Armuth und daher entstehenden Mißmüthigkeit des Volks, aus dem Genuße schwerer Speisen und diken Biers her. Ver-

muth-

muthlich helfen alle diese Ursachen zusammen, den dortigen Pöbel auf einen Ton zu stimmen, daß er leicht Händel anfängt, und sich überhaupt in offenen Orten etwas unfreundlich zeigt.

Von diesem ist das Volk zu Wien gerade das Gegentheil. Seine Laune ist im Ganzen sehr zur Freude, Offenheit und Gutmüthigkeit gemacht. Freilich ist dieß nicht immer überlegte, aus Grundsätzen hergeleitete Tugend, sondern meistens nur Wirkung eines glüklichen Temperaments, und eines verhältnißmässig guten Wohlstandes, der hier selbst unter dem letzten Pöbel sich findet. Und dann ist diese Temperamentsstimmung auch mit einer derben Dosis von Sorglosigkeit, Weichlichkeit, Schwelgesucht und Bequemlichkeitsliebe versetzt.

Allein, was liegt uns daran, aus welchen Quellen jene gute Volkslaune stamme, und welche Striche allenfalls ih-

re Schattenseite ausmachen. Genug, sie ist da, und thut gute Wirkungen.

Stößt jemandem auf öffentlichen Pläzen oder Strassen ein Unfall zu: so ist er sicher, unter den nächsten Umstehenden mitleidige Herzen zu finden, die ihm sogleich zu Hilfe eilen, ihn laben, ihn an einen bequemen und sichern Ort bringen, und bewachen, bis man seine nächsten Angehörigen herbei geholt, oder sonst Anstalt zu seiner weitern Versorgung gemacht hat .... geschieht ein Unglük mit Pferden, gerathen Wägen ineinander: so eilen die Vorbeigehenden bereitwillig, die Pferde auszuschirren, die Wägen von einander zu heben, und durch Hinwegräumung ähnlicher Hindernisse, grösseres Unglük zu verhüten, und die verstopfte Strasse zu öffnen .... Alles hilft einander heben, tragen, unterstüzen, fortkommen, wo es schwer vom Flek geht .... Uiberhaupt sucht der Pöbel auch seinen unangenehmen Arbei-

ten

ten und Vorfällen eine lustige Seite abzugewinnen, und thut dasjenige unter eignem und fremden Gelächter, wobei ein Nord-Deutscher vielleicht die Gesichter eines Verzweifelten schneiden, und toben und fluchen würde.

„ Man findet bei den Parisern jene „ muntere Laune nicht mehr, die sie vor „ sechzig Jahren auszeichnete, und die „ dem Fremden die angenehmste Aufnah- „ me verschafte, „ sagt Mercier.

Ich fürchte, in ein paar Generazionen, vielleicht schon in dreißig Jahren, dürfte dieses auch einigermassen von der Volkslaune der Wiener wahr werden. Jene offne, gutmüthige Harmlosigkeit, die ehedem und zum Theil bisher noch beinahe in allen Ständen hervorstechend herrschte, hat sich aus einigen schon ziemlich verloren; die von einigen Ausländern mit Bitterkeit aufgemuzte Sorglosigkeit ist auf den Gesichtern mancher Menschenklassen allmählig verschwunden: dafür liest sich

nun auf denselben Unruhe, ängstige Geschäftigkeit, Projektmacherei, heimliche Besorgtheit, Sturm und Drang.

Die eigentliche wienerische Volkslaune strahlt nur noch im wahren anschaulichen Grade aus den Gesichtern des Pöbels; aber wie gesagt, ein Zusammenfluß von leicht zu errathenden Umständen wird sie — wenn gewisse Dinge in der einmal angefangenen Progression ordentlich fortschreiten — in ein paar Menschenaltern fein sauber auch aus diesen wegbeizen.

LXII.

Aufklärung.

Der lärmende Unfug, welchen man seit ungefähr einem Jahrzehend aus allen Eken des deutschen Bodens mit dem **Wort** Aufklärung treibt, hat beinahe die Sache selbst zum allgemeinen Spott gemacht.

Dieß

Dieß ist das Werk und die Schuld eines grossen Haufens kleiner Geister, unmündiger Köpfe, die bei der jetzt allgemein eingerissenen Leseschwelgerei einige Grundsätze von grossen Männern über diese Sache aufgefangen, aber nicht genug verstanden und verdaut haben; und dann gleich dem Knaben Bajazzo, hinter jenen Meistern herlaufen, *anch' Io!* rufen, und in die Kreuz und Queere von Aufklärung schnattern.

Indessen müssen wir uns durch das Lallen dieser litterarischen Säuglinge nicht abhalten lassen, die wahre Aufklärung zu ehren, zu befördern, und ihr Reich allenthalben zu vergrössern.

Wahr ists, noch sind bei dem größten Theil des Publikums, selbst des bessern, die Begriffe und Gränzen derselben nicht genau bestimmt. Viele Leute glauben, der einzige und vollendete Gegenstand der Aufklärung sei eine gereinigte vollkommene Religion; die Misbräuche der Kirche ein-

sehen,

sehen, und sich von denselben los machen, heisse aufgeklärt sein.

Dieses Glaubens bin ich nicht. Ein aufgeklärter Mann ist mir derjenige, dessen moralisches Gefühl richtig gebildet ist; der Genügsamkeit in dem Beruf zu finden weiß, worinn der Zufall oder die Gesetze ihn gestellt haben; der aus Uiberlegung rechtschaffen handelt; der Liebe zur Arbeit, Ehrfurcht für die Gesetze, Empfänglichkeit für Belehrung, Liebe zur Ordnung in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, diätetische Mässigkeit und Sorge für seine Gesundheit, sich zu habituellen Eigenschaften gemacht hat; dem es nie gelüstet nach einem Aufwande, der seine Kräfte übersteigt; der die zu seiner gesellschaftlichen Bestimmung nöthigen Talente stets zu vervollkommnen sucht; der die Pflichten des Bürgers, Freundes, Ehemannes, Vaters, kennt und ausübt; der weiß, daß man in der bürgerlichen Gesellschaft zur Erhaltung des Ganzen in-

divi-

dividuelle Lasten tragen und Privatvortheile nothwendig aufopfern muß, und dieselben ohne Bitterkeit trägt und aufopfert; der die vom Staat öffentlich eingeführte Religion nie unbescheiden anfällt, und wenn er sich andere Uiberzeugungen erworben hat, denselben im Stillem huldigt; der endlich sein Dasein freudig genießt, und die Wissenschaft besitzt, es bequem, lange, und ruhig zu geniessen.

So natürlich dieser Aufriß eines in der Aufklärung Eingeweihten ist: so mag er doch vielleicht manchem zu scharf gezeichnet vorkommen. Und da er bloß das Profil Eines Mannes darstellt, so kann er freilich zum Gesichtsmaß für eine ganze Stadt, besonders für eine Stadt wie Wien ist, nicht füglich genommen werden. Daß es aber einzelne Männer hier gebe, die ienem Umriß wirklich gleichen, wird man ohne Mühe annehmen.

Wenn sich eine ganze Nazion, oder ein zahlreiches Publikum aufklären will,

so

so hat es zwei grosse Schritte zu thun: der erste ist, daß es alte nichtswürdige, lächerliche, und schädliche Vorurtheile ablege; der andere, daß es neue, das heißt, ihm bisher noch unbekannte Wahrheiten und Grundsätze annehme, die ihm heilsam sind, seinen Geist zur Selbsterkenntniß und zum Nachdenken leiten; es gewöhnen, Schein von Wirklichkeit, Nebensache von Wesenheit, gegründeten Vortheil von Flitterkram, zu unterscheiden.

Nach diesem Standpunkt zu urtheilen, muß man gestehen, daß sich die Wiener im Ganzen genommen, noch beim ersten Schritt befinden. Sie fangen seit nicht lange an, alte Vorurtheile allmählig fahren zu lassen, und dieß im religiösen, oekomischen, häuslichen Fach. Ihre gar innige Anhänglichkeit an Mönche, Andächteleien, Bruderschaften, Wallfahrten ꝛc. ist auserordentlich gefallen .... Ihr Hang nach allem, was allenfalls auch nur dem Namen nach ausländisch ist,

nimmt

nimmt merklich ab . . . . Die ehemalige thörichte Aufgeblasenheit, als ob tolle prunkvolle Verschwendung ein Verdienst sei, und dem schwelgenden Geken weiß nicht welch ein Ansehn verschaffe, wird heut zu Tage ausgepfiffen, oder bemitleidet . . . . Diese und mehr ähnliche Dingesin d unläugbare Annäherungen zur Nazionalerleuchtung.

Das beugsame Naturell der Wiener thut ein beträchtliches zur schnellern und wirksamern Ausjätung unsinniger Vorurtheile und Mißbräuche. Der Landesherr kann kühnlich mit dem Messer der Reformazion in dem Körper des — geistlichen und weltlichen — Aberglaubens herumschneiden, wie es ihm gefällt: ausser dem Winkelmurren einiger benebelter und anderer persönlich bei der Sache interessirter Hohlköpfe, wird Niemand dagegen was einwenden. Von dieser Seite scheinen die Wiener sogar vor den hoch aufgeklärten Brandenburgern einen grossen

Vorzug zu besizen. Da diesen der verstorbene König ein neues Gesangbuch gab, überschrien sie in vielen Kirchen mit Gewalt durch die alten Knittelreime die verbesserten Lieder; ja ganze Gemeinden giengen mit tausendhändig unterzeichneten Bittschriften und Vorstellungen geradezu an den König selbst, um das alte Liederbuch im seinem verjährten Besiz zu erhalten . . . . Für Katholiken, und noch obendrein für Wiener, hat der Kaiser unendlich auffallendere Neuerungen und Veränderungen im geistlichen und gottesdienstlichen Fache vorgenommen, als jener Gesangbuchstausch war: indessen hat man hier weder ein lateinisches Credo oder Oremus in das neue deutsche Predigt- und Meßlied geschrien, noch dem Kaiser mit ungestümmen Klagen und Vorstellungen gegen das neue Lithurgiewesen bestürmt, sondern es mit allgemeiner Bereitwilligkeit aufgenommen.

Das einzige Beispiel eines solchen Gemeindememorials ergab sich aus ganz entgegengesetzten Gründen. Der Piarist Sigfrid **Wiser**, Prediger in der Josefstadt, ward von einer gewisser Partei angeklagt, daß er, wie weiland **Balthasar Bekker**, auf öffentlicher Kanzel dem Teufel seine Hörner und Klauen beschneide. Darüber ward Wiser, wie es bei solchen Umständen zu gehn pflegt, einsweilen von seinem Predigtamte suspendirt, um erst seine Lehre vom Konsistorium untersuchen zu lassen. Nun that sich die ehrsame Gemeinde der Bürger in der Josefstadt zusammen, verfaßte eine Bittschrift an den Kaiser, unterschrieb sie mit einer Liste von mehr hundert Personen, und bat darin den Monarchen, ihr den Prediger wieder auf die Kanzel zu stellen, mit eben solchem Eifer, als die Berliner Gemeinden forderten, das neue Liederbuch aus ihren Kirchen zu entfernen.

Indessen läßt sich auch nicht läugnen, daß es manchen jungen, — auch wohl alten, verbrämten und betitelten — Wicht hier gibt, der sich im Leuchtpunkt der Aufklärung zu befinden wähnt, weil er das Abentheuer besteht, am Charfreitag einen Kalbsbraten zu essen, ein paar Gemeinstellen über Mönche und Amullette zu schreiben, oder die **Briefe vom Berge** zu lesen.

Diese Geschöpfe verdienen den Spott und die Geringschäzung, mit denen sie die hiesigen hellern Köpfe selbst begrüssen. Und daß es im heutigen Wien wahre aufgeklärte Köpfe — das Wort im ausgedehntesten Umfange seiner Bedeutsamkeit genommen — gebe, im Verhältniß vielleicht so viele gebe, als in jeder protestantischen Stadt, davon glaube ich, könnte man jene Ausländer, die sich durch die Machtsprüche einiger ihrer reisenden grossen Sprecher in diesem Punkte haben betäuben lassen, am beßten dadurch

durch überzeigen, daß man sie aufforderte, persönlich hieher zu kommen. Sie würden in einem gewissen Zirkel ein unerwartetes Maaß von Kenntnissen, von Einsichten, von geläuterter Denkart, gründlichen Grundsäzen, und noch obendrein ungleich mehr Weltkenntniß, geschmeidige Lebensart, frohen Ton, und offne Gesellschaftstalente finden, als auf jeder protestantischen Universität.

LXIII.

Religion.

Ich las vor Kurzem in einem ganz neuen Buche die Schilderung des Religionszustandes in einem Nachbarlande von Oestreich. Dieses Gemälde ist so gut gezeichnet, und paßt so treffend auf den Religionszustand von Wien, daß ich nicht umhin kann, in dieser ohnehin so bedenkli-

lichen Sache, jenen ungenannten Filosofen statt meiner sprechen zu lassen.

„In — gibt es, so wie überall verschiedene Gattungen religiöser Menschen, und sogenannter Freigeister.“

„Der größte Theil des Volks, so wie sehr viele brave Leute von höherem Stande, vom Adel, vom Zivil- Militär- und geistlichen Stand, sind ihrer Religion im Ernste aus gutem Herzen zugethan, finden darin Antrieb zur Sittlichkeit, Beruhigung im Unglük, Trost für die Zukunft. Die Religion macht einen Theil ihres Lebensglükes, ihrer Hoffnungen und Wünsche; sie müssen sie also lieben, weil sie ihren thätigen Einfluß fühlen, sie müssen gegen alle, die nicht Religion haben wie sie, oder gar die ihrige angreifen, mißtrauisch sein; müssen sie — nachdem sie mehr oder weniger schwarzen Humor haben — bedauern oder fürchten, oder gar verabscheuen.“

„Aber

„ Aber diese Religion ist eine zusammengesezte Masse verschiedener Ideen, von wahren, halbwahren, von ganz falschen Begriffen, wesentlichen und auserwesentlichen; von Wahrheiten und Vorurtheilen. „

„ Indessen ist diese ganze Masse den Leuten dieser Klasse gleich heilig, gleich wichtig: sie haben nie Gelegenheit oder Anleitung gehabt, das Gute von dem Schlechten abzusondern, würden nicht im Stande seyn, wenn sie es schon wollten. „

„ Man darf sich also nicht verwundern, wenn die Angriffe, die jezt so hastig in Gesprächen, Büchern, Sitten, und sogar in öffentlichen Verordnungen gegen diese Masse von Volksreligion gemacht werden, sei es auch, daß sie nur Zufälligkeiten oder gar Mißbräuche wären, bei dieser zahlreichen Menschenklasse übles Geblüt verursachen, ihnen gefährlich und unerlaubt vorkommen. „

„ Sanfte, schonende Belehrung eines Bessern, besonders bei der Jugend, ist also hier das einzige Mittel, diese Leute vor Irrthum und Aberglauben zu bewahren. Ihre Erleuchtung kann nicht anders als nach und nach geschehen, vielleicht erst nach Generazionen wirksam werden. Alles, was ohne diese Behutsamkeit geschieht, ist wahre Konkussion, und kann nicht anders, als böse Wirkungen hervorbringen. „

„ Dann gibt es aber auch sehr viele Religion aus Interesse. Besonders ein grosser Theil der Geistlichkeit fühlt den Abgang, der ihren Kassen durch die Verbannung des Aberglaubens schon zugewachsen ist, und noch mehr zuwachsen wird. Sie empfinden den Fall ihres Ansehens, sehen die Zahl ihrer Devoten und Anhänger sich täglich mindern; und die Aussicht eines immer wachsenden Verlustes muß nothwendig die Leidenschaften des Ehrgeizes und der Habsucht sammt

den davon abhangenden Begierden nach sinnlichem Genuß in einem hohen Grade reizen. „

„ Daher ihr Eifern gegen alle Neuerungen, ihr Winseln über Verfall der Religion und Verderbniß der Menschheit; daher ihre äußersten Bemühungen, das Volk zu gewinnen, es mißtrauisch gegen vorgegebene Feinde der Religion zu machen; daher ihre Aufhezungen selbst gegen landesherrliche Verordnungen; ihre Anstrengung, den fallenden Kredit zu erhalten, ihre Macht auf alle Wege zu befördern; daher Verläumdung und Verfolgung derer, von denen sie Gefahr zu befürchten haben; daher ihr Lärmen gegen Aufklärung, Lektüre, Filosofie; daher so viele Hindernisse, die einem bessern Volksunterricht allenthalben entgegen gesetzt werden. "

„ Die Bettelmönche leben zum Theil von der Mildthätigkeit, hauptsächlich aber von dem Aberglauben des Volks; ihre Ge-

Gefahr ist die dringendste, darum sind sie auch die eifrigsten, ihr Unheil durch die angegebenen Mittel sich vom Halse zu schaffen; ihr Wirkungskreis sind nebst der Kanzel und dem Beichtstuhl, hauptsächlich die Privathäuser des Volks. . . . Die begüterten oder Prälaturmönche sind die nächsten daran; und da sie Landsstände und reiche Gutsbesitzer sind, mithin ihre Wohlthäter belohnen können, so vermögen sie bei mittleren und grossen Herren sehr viel." (Dieser Punkt hat sich, wie bekannt, im östreichischen Staat geändert.)

„Endlich die Jesuiten, deren alter Plan es ist, die Menschen in eine Heerde Schafe zu verwandeln, deren Hirten sie sind; und ihre Vernunft zu lähmen, um sie desto leichter leiten zu können, treiben den Handel mit Religion en gros und en Systeme. Da sie in — überall zerstreuet sind, und doch zusammenhängen, bei Hofe und bei dem Volke Einfluß, und unter

allen

allen Ständen Anhänger haben, und anwerben, und iede Larve tragen können, dabei geschickte Männer unter sich zählen, so ist ihre Macht sehr groß.“

„Viele Leute in Stellen und Aemtern haben Religion aus Politik; sie halten es für gut, das Volk in seinen Vorurtheilen zu lassen, für gefährlich, ihm mehrere Aufklärung zu geben, und stimmen daher mit den Maßregeln der obigen beiden Klassen um so mehr ein, als sie sich dabei mit dem Besitz einer ganz besondern Klugheit schmeicheln.“

„Auch von geheuchelter Religion gibt es viele, weil ein Patron viel auf Religion hält, weil man sich dadurch empfiehlt. 2c.“

„Diesem Haufen von wahren und falschen Religionsfreunden stehen die sogenannten Freigeister entgegen: ein sehr zweideutiger und gemißbrauchter Name; ich will sie gleifalls suchen, in ihre Klassen zu bringen.“

„Es

„ Es gibt Katholische Freigeister, welche im Ganzen dem System des Katholizismus anhängen, aber Wesentliches und Zufälliges unterscheiden, Mißbräuche anerkennen, auf die Abschaffung derselben dringen, diese im Innern billigen, wünschen, befördern; die aber bei all ihrer Liebe zu einer reinen, wahren Religion von dem Volke der oben geschilderten Religiösen viel zu leiden haben, und den unverdienten Namen eines Freigeistes tragen müssen.

„ Kristliche Freigeister; die das Kristenthum im Ganzen annehmen, und nur in einzelnen Theilen sich Abweichung von den angenommenen Meinungen erlauben. "

„ Strenge Deisten gibt es nur wenige; überhaupt wenig Durchgedachtes, Systematisches für oder gegen Religion; das meiste Stükwerk, hie und da in der Lektüre aufgefaßt und nachgebethet. "

Fran=

„Französische Atheisterei hat sich dem — Klima noch nicht genähert — —

„Unter dem denkenden Theil der Nazion sehr viel Duldungsgeist, und Verabscheuung des Fanatismus.“

„Endlich viele Männer von gesetztem Geiste, die was immer für Vorurtheile geradehin anzugreifen für schädlich halten, und ihre Vertreibung sicherer von besserer Erziehung und Verbreitung gesunder Kenntnisse erwarten.“

* *
*

So weit mein Anonymus. Ist Wien nicht ganz das Original seiner Schilderei, so gleicht es ihm doch unstreitig größtentheils, und wegen des übrigen wasche ich meine Hände.

LXIV.

Andächtelei.

Es ist traurig, daß man nie ernstlich von der Religion sprechen kann, ohne sich zugleich an den Affen derselben, die Andächtelei, mit erinnern zu müssen.

Diese Mißgeburt, das Kind des Schwachsinnes und der langen Weile, auch manchmal der Furcht über das Bewußtsein begangener Niederträchtigkeiten, ist leider in Wien noch sehr häufig zu finden; und nicht etwan bloß beim Pöbel, nein, in den vornehmsten Häusern thront sie, und dieß häufiger, wenigst sichtbarer, als bei den untern Volksklassen.

Die Nährväter derselben, die Gewissensräthe, Beichtväter, geistliche Hausfreunde, und wie die Schlauköpfe etwan sonst noch heissen, welche in den übrigen kultivirten europäischen Provinzen aus den obern Ständen verdrängt, und genöthi-

get

get werden, in den mittlern und niedrigen Regionen der Kristglaubigen, ihren Tabernakel aufzuschlagen, und sich gutwillige Anhängerinnen und Wohlthäterinnen zu suchen, erfahren hier gerade das Gegentheil. Man verjagt sie allgemein aus den untern Ständen, und nur bei den höhern erhalten sie sich im größten Glanz und Ansehn.

Es ist vergebliche Arbeit, dagegen mit Vernunft und Gründen zu streiten; man predigt tauben Ohren. Wohlthätiger Spott ist das einzige, was auf Andächtler und Andächtlerinnen noch manchmal einige Wirkung thut, daß sie ihre Thorheiten, ihr kleinliches, die wahre Religion entehrendes Fratzenspiel, wenigst etwas geheimer treiben, und den Menschenverstand und den ächten Gottesdienst nicht so ganz offen und geradezu beleidigen.

Laßt uns also zur Auferbauung der Andächtigen, und zur Belustigung der

Den-

Denker, einige Thatsachen aus der neuesten Chronik der Wienerschen Andächtelei ausheben.

Wer erinnert sich nicht der Reise des Pabstes nach Wien, seines Aufenthalts daselbst, und der sonderbaren dabei vorgefallenen Auftritte! Dahin gehört vorzüglich derjenige, der mit seinem Pantoffel vorgieng. Nicht genug, daß die vornehmsten Damen, dichte neben den Bengeln von Kapuzinerlaienbrüdern sich zur Erde hinwarfen, um die heiligen Füsse zu küssen; nein, sie liessen sich noch den leeren päbstlichen Pantoffel in die Häuser bringen. — Sämmtliche Dienerschaft mußte mit Fakeln in der Hand am Hausthore das Heiligthum empfangen. Der seidene Pantoffel, auf einer silbernen Tasse liegend, ward von Zimmer zu Zimmer, von Haus zu Haus getragen, betrachtet, geküsset, ꝛc. ꝛc. Da möchte man wahrlich, wie Juvenal sagt, aus Aerger zum Poeten

ten werden *) um zu Geiseln ohne Barmherzigkeit.

Das lächerliche Testament eines angesehenen Mannes, der seine kostbare Kupferstichsammlung von 70000 Stücken demienigen Kloster vermachte, welches die meisten Seelenmessen für ihn lesen würde, gehört ebenfalls hieher.

Keine Mönchsgemeinde wollte das Legat mit dieser Bedingung annehmen, und die Sammlung wurde an den Meistbiethenden verkauft.

Leser! kennst du Blumauers travestirte Aeneis? hat sie dir Vergnügen gemacht? — Vernehme also auch, wie die Schaar der Andächtigen unseren Lieblingsdichter lohnt. Blumauer war im J. 1785. gefährlich krank; viele kündigten seinen Tod als gewiß an. „Wissen Sie

*) Si natura negat, facit indignatio versum Qualemcunque potest.

Sie schon, daß Blumauer nächstens sterben wird, sagte eine der frommen Frauen in einer grossen Gesellschaft: ich gönne ihm einen Tod von Herzen, er verdient es nicht besser; denn, denken Sie nur: sogar über die heilige Dreifaltigkeit hat er in seinem zweiten Theile gespottet *)"

Noch im Jahre 1785 ward in einem gerichtlichen Heirathskontrakte bedungen, daß die Braut, ein allerliebstes munteres Weibchen, während ihres heiligen Ehestandes alle Monate beichten, und kommuniziren, auch die Aloysiussonntage und Märzfreitage mit den gewöhnlichen Andachtsübungen feiern sollte. So bedung es sich ihr Pinsel von Bräutigam aus, ein

---

*) So verdrehten und mißbrauchten die Frommen Wiens iene Stelle der Aeneis:

Hier war auch König Gerion der,
Sein Weib mit Menschen speiste;
Dreifaltig an Person, und sehr
Einfältig doch am Geiste.

ein Mann, wie sich aus dem allein ergibt, der besser gethan hätte, sich mit einer Kapuzinerkutte, als mit einem vernünftigen Mädchen trauen zu lassen.

Eben so erbaulich ist die Geschichte, da sich zwei vornehme Personen um den Besitz eines Marienbildnisses aus einem aufgehobenen Nonnenkloster, ein Stück Fels von 12 Zentnern, stritten, und sogar durch die Wage der öffentlichen Gerichtsbarkeit abwägen liessen, wer das Recht haben sollte, jenes Bild zu kaufen.

Solche Lächerlichkeiten machen die misverstandnen Grundsätze von Frömmigkeit, Andacht, Religion, Gottesverehrung, Leute, denen man sonst Achtung und Freundschaft schenken möchte, häufig begehen. Kann man sich bei Ansicht dergleichen Auftritte wehren, aus Eifer für das Gefühl der wahren Religion, mit **Haller** zu drohen:

Geschminkte Tugenden, die man zu lang erhob,
Scheint nur dem Pöbel schön, und sucht der Thoren Lob;
Bedeckt schon euer Nichs die Larve der Geberden,
Ich will ein Menschenfeind, ein Swift, ein Hobbes werden,
Und bis ins Heiligthum, wo diese Gözen stehn,
Die Wah'n und Tand bewacht, mit frechen Schritten gehn. *)

. . . .

Um sich zu überzeugen, daß alle ähnliche kleinliche Andächteleien, das viele Meßhören, Beichten, die häufigen frommen Unterredungen mit einem Gewissensrathe, nichts wahrhaft Gutes wirken, weder das Herz bessern, noch die Begriffe läu-

*) Hallers Gedichte. — Die Falschheit menschlicher Tugehden.

läutern: so betrachte man die sogenannten andächtigen Frauen. Gerade diese sind durch einstimmiges Urtheil in allen kristlichen Ländern für die unerträglichsten Geschöpfe erklärt. Nirgend wird die ganze Nachbarschaft so giftig verläumdet, nirgend das Gesinde so boshaft geplagt, nirgend so viel Haß, Zwist und Uneinigkeit unter die Familien verbreitet, als in ihren Häusern.

Und was das Volk der Andächtler und Andächtlerinnen selbst der allgemeinen guten Sache, der Aufklärung, Denkensfreiheit, Ausbreitung vernünftiger Lektüre, offner Mittheilung gesunder Ideen schadet! Was es für Mittel und Werkzeuge und Schleichwege hat, selbst hohe Befehle auszuwirken, die Preßfreiheit zu hemmen, gewisse Schriftsteller zu kränken, andere umzustimmen, noch andere ganz schweigen zu machen! . . . O! ich könnte manch feines Stückchen erzählen, das dergleichen Auftritte und Vorfälle ziemlich begreiflich

machen würde; aber — man muß nicht eben alles sagen, was man weiß.

LXV.

Toleranz.

Unter den vier und zwanzig Millionen Menschen der österreichischen Erbländer befinden sich ungefähr

Reformirte	926000
Lutheraner	304000
Sozinianer *)	86000
Juden	290000
Griechen Nichtunirte.	2916000

Also vier Millionen, Sechsmalhundert, Zwölftausend Nichtkatholiken.

Noch

*) Auch Unitarier, wie sie sich lieber nennen. Sie sind bloß in Siebenbürgen öffentlich tolerirt, wo sie 1 Superintendenten und 135 Pfarrer haben.

Noch unter Theresiens Regierung waren ihrer schon immer über vier Millionen. Ein Beweis, daß die religiöse Unterdrükkung eben nicht so gar arg war, als man im Auslande behauptete, obschon die stets herrschsüchtige Geistlichkeit der dominirenden Religion die Glieder dieser Nebensekten bei Gelegenheit fleissig quälte, und ihnen weit über den Willen der Monarchinn durch lästige Zudringlichkeit, Bekehrungssucht, und andere Unannehmlichkeiten beschwerlich fiel.

Endlich erschien im J. 1781 das bekannte Toleranzedikt. Ohne Zweifel bewogen den Kaiser die schönen Grundsätze dazu: daß man ein guter Bürger des Staats sein könne, ohne gerade auf diesen oder ienen Ritus zu halten; daß es ungerecht sei, jemandem Ideen mit Gewalt aufdringen zu wollen, von deren Richtigkeit er sich nicht überzeugen kann; daß der Staat sich selbst eine unverzeihliche Wunde schlage, wenn er ruhige, ar-

beitsame, ehrliche Unterhanen bloß deswegen unterdrüken, verjagen, oder ausschliessen wolle, weil sie einige besondere kirchliche Meinungen und Gebräuche für sich eigen haben.

Dieses Toleranzedikt war eigentlich für die deutschen Erbländer, für Böhmen, Mähren und Gallizien, am willkommensten. Hier, wo man unter der Kaiserinn Regierung etwas strenge über die alleinige Aufrechthaltung des Katholizismus gehalten hatte, durften sich vermöge desselben nun die schon heimlich wirklich daseyenden Protestanten öffentlich zu ihrem Gottesdienst bekennen, und andere, die Lust hatten, zu demselben übertreten. Sie bekamen Kirchen, Schulen, und Pastoren; und die daselbst neu entstandenen Gemeinden sind gegen 60000 Köpfe stark. . . . In Hungarn, Siebenbürgen ꝛc. waren sie immer in einigem Besitze ihrer Rechte und freiern Religionsübung geblieben; aber die Intoleranz des katholischen Klerus hatte so-

viel

viel bewirkt, daß man sie allmählich aus allen öffentlichen Aemtern und Würden des Königreichs verdrängte. Seit dem Toleranzedikte werden sie wieder, ohne Rücksicht auf ihr Kirchensymbol, nach der Brauchbarkeit ihrer Talente, allenthalben befördert. Die Hungarisch-Siebenbürgische Kanzlei in Wien, und die Statthalterei in Ofen, sind mit Reformirten und Lutherschen Vizepräsidenten, Räthen, und subalternen Beamten besetzt. . . . Die Juden waren schon seit lange in Böhmen, Mähren, Hungarn, besonders in Galizien so häufig, daß ihre bloße zahlreiche Existenz von der ihnen gewährten Duldung zeugt. Durch das Toleranzedikt wurde ihnen ihr Dasein noch mehr gesichert, und wurden ihnen einige neue Vortheile gewährt. . . . Die Nichtunirten Griechen machen nach den Katholiken die stärkste Religionsparthie. Sie haben 1 Erzbischof, 8 Bischöfe, und 5857 Popen oder Pfarrer. . . .

In Wien befinden sich alle diese Religionsverwandte friedlich und ungestört nebeneinander, und wer sich aus allen denselben über Intoleranz zu beschweren fände, der müßte in der That ein sehr ungenügsamer Mensch sein: denn, daß man den Unkatholischen gesetzmässig befohlen hat, bei Vorbeitragung des katholischen Venerabile entweder aus dem Wege zu weichen, oder den Hut davor abzuziehen, dieß wird wohl kein Mann, der einen Begrif von Anstand und Ordnung hat, unbillig finden.

Kaum war die Toleranz in den östreichischen Staaten förmlich und feierlich eingeführt, so fieng auch ungesäumt eine gewisse Parthei auswärtiger Herren in periodischen und andern Schriften an, zweideutig davon zu sprechen, und sie auf mancherlei Art verdächtig zu machen. Diese Leute stützten sich auf einige Ausschweifungen Böhmischer und Kärnthnerischer Bauern, auf einige tolle Predigten einzel-

ner Dorfpfarrer und Mönche, welche gegen die Vorschriften und Befehle des Landesherrn handelten und sprachen. In einem Lande, wo der Katholizismus Jahrhunderte lang allein herrschend war, und wo der hochwürdige Klerus in einer allgemeinen gemächlichen Unwissenheit stekte, war es unmöglich, bei der so ganz plötzlichen Einführung der Duldung, jeden einzelnen Ausbruch des dadurch gekränkten Fanatismus zu verhindern. Genug, daß die Regierung der Sache abhalf, sobald sie den Unfug erfuhr.

LXVI.

Protestanten.

Die Lutherische Gemeine in Wien besteht aus ungefähr 3000 Köpfen; die Reformirte — mit Einschluß der in Penzing ansäßigen Schweizerschen Bandfabrikanten — aus 700. Die beiden Prediger

ger derselben sind zugleich Superintendenten im östreichischen Sprengel.

Soviel man weiß, so sind die Protestanten mit ihrer Existenz in Wien heut zu Tage vollkommen zufrieden; und sie haben auch Ursache, es zu seyn. Eine messingene Klapper am Giebel ihrer Kirche ausgenommen, ist ihr gottesdienstliches Wesen so offen, feierlich und ruhig, als jenes der Katholiken; und vermöge des neuen Kriminalkodex ist die Strafe desjenigen, der ihren Kirchendienst stören wollte, die nämliche mit jener eines Störers der Messe bei St. Stephan.

Was ihre Verhältnisse im politischen, bürgerlichen und gesellschaftlichem Leben betrift: da stehen sie so, daß man denjenigen bemitleiden würde, der sich in irgend einer Lage dadurch einen Vorzug zu verschaffen glaubte, wenn er mit der Versicherung herausrücken würde, er sei kein Protestant, sondern ein guter Katholik.

Der berichtigte Sander, pedantischen Andenkens! hat unter andern Albernheiten, womit seine elenden Reisen angefüllt sind, auch folgende Stelle über die hiesigen Protestanten niedergeschrieben:

„ Die vornehmen Protestanten hier
„ (in Wien) behandeln ihre Religion
„ auch sehr kaltsinnig und nachläßig.
„ Essen, trinken, und Schauspiele sind
„ ihnen lieber als Gottes Wort. Man
„ hat in manchen Häusern keine, oder
„ aufs höchste eine grosse, dike, und
„ schwere Hausbibel, die Niemand braucht.
„ Vom Gebeth vor = und nach Tisch weiß
„ man auch nichts 2c. „

Was soll man von dieser Stelle denken? soll man sie belachen, oder bemitleiden? Sie ist ein Muster von Machtspruch eines aufgeblasenen Kandidaten, eines Kleinstädters, eines rechthaberischen Bigotten, kurz, eines Dorfschulmeisters, der zum erstenmal in eine grosse Stadt kommt. . . Was der Mann für Begriffe

von

von Religiosität, Welt, und Lebensart hat! ungefähr wie ein Kapuziner in einem alten Weiberspital von einer Ministerassemblee sprechen würde. . . Das theure Wort Gottes, id est, die Gastpredigt des Herrn Sanders, warum hat man ihrentwegen nicht alles verlassen, um sie anzuhören! die grosse, dike, schwere Hausbibel, die Niemand liest! — In der That, die protestantischen Minister, Generale und Reichshofräthe in Wien sind mit nichts andern beschäftiget, und sollten ihre Zeit immer mit Bibellesen zubringen! — Und das Gebeth vor und nach Tisch! Die Minister von England, Schweden, Dännemark, Preussen ꝛc. würden ihre Gäste auf die angenehmste Art überraschen, wenn sie zu Anfang und Ende der Tafel ein Stük aus einer herzbrechenden Hauspostille herlesen liessen.

Herr Sander hat mit dieser auferbaulichen Stelle ein Pröbchen gegeben, was so ein Mann auf seiner Schulstube

für Ideen von der grossen Welt hat, und wie genau die Denkart eines auf seine geistliche Würde, und alle damit zusammenhangenden Dinge, stolzen protestantischen Magisters mit der Denkart unsrer katholischen Theologen vom alten Schrott zusammenhängt. Was Sander von den vornehmen Protestanten sagt, hat Pater Pochlin hundertmal, nur mit etwas andern Worten, von den Katholiken gesagt. Dem ungeachtet war Sander ein taktfester Schulgelehrter, sogar ein Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek, und hatte, ich weiß nicht wie lange, in Göttingen studiert.

Leider schöpft man aus blossen Büchern keine Weltkenntniß! Leider schüzt kein Rezensentenruhm vor dem Lächerlichen der linkischen Diktatormine eines Pedanten!

LXVII.

Gewissensfreiheit.

Sobald man in Wien eine Wohnung gemiethet hat, kömmt der Miethsherr und legt seinem Gast den gewöhnlichen Polizeizettel vor, der unter den übrigen Punkten auch die Frage enthält: weß Glaubens man sey?

Diese Frage muß beantwortet werden. Man schreibt eine tolerirte oder nicht tolerirte Religion; aber nach diesem Geständniß — um dessen mehr oder mindere Aechtheit sich Niemand bekümmert — ist man aller weitern Prüfung, Nachforschung oder Ausspähung über die Lage seines Gewissens überhoben.

Die Anekdote ist bekannt, daß ein preußischer Offizier auf die Frage der Regimentsliste: weß Glaubens er sey? zur Antwort schrieb: „Noch nicht resolvirt.“ Und als ihn der König befragte: warum

noch

noch nicht resolvirt? er versezte: da die Theologen nach einem mehr als tausendjährigen Streit noch nicht einig seyen, welche Religion die wahre, beßte, und Gottgefälligste sey, so wolle er mit seiner Resoluzion warten, bis die Sache entschieden sey, um sich dann zur Vollkommensten zu erklären. Der König war mit dieser Aeusserung zufrieden, und drang nicht weiter in denselben. — Ich weiß nicht, was die wienersche Polizei einem ähnlichen unresolvirten Manne antworten würde, und ob sie wohl filosofisch genug dächte, auf keine Resoluzion zu dringen.

Wer schon einmal resolvirt ist, welches bekanntlich der gewöhnliche Fall zu sein pflegt, der schreibt sein Bekenntniß hin; er sei Heide, Jude, Mahomedaner, Grieche, Quäker, Unitarier, Lammsbruder, Wiedertäufer, Protestant, oder Katholik. . . Man verwechsle Gewissensfreiheit nicht mit Toleranz. Diese gewährt förmlichen äusserlichen, und öffentlichen

Kirchendienst, und erstreckt sich nur auf die bekannten fünf Religionsparteien; Gewissensfreiheit gehört allen Individuen, und ist Universal.

Das auf dem Polizeizettel abgelegte Glaubensbekenntniß hat nicht die mindeste Folge für den Bekenner. Ihr könnt euch als Katholiken einschreiben, und bis an euer Ende in Wien leben, ohne ein einzigmal euren Pfarrer gesehen, ohne ein einzigmal einen Fuß in die Kirche gesezt zu haben. Es ist keine einzige Zeremonie, keine äusserliche Kirchenpflicht vorhanden, die ihr mitmachen müßt; das Geschäft des Heils bleibt gänzlich und einzig eurem eignen mehr oder weniger zartem Gewissen überlassen.

Vor Zeiten war das Geboth der jährlichen österlichen Beichte und Kommunion ein herber Trank, weil damal, unter dem mächtigen Arm der Geistlichkeit, von der Regierung selbst strenge darüber gehalten ward. Unter Marien Theresien mußten

die

die Beamten bei allen Landesstellen, und die Offiziers bei der Armee die Osterbeichtzettel unter Strafe der Kassazion an ihre Chefs einreichen. Die Hausherren forderten sie von allen ihren Hausbewohnern. Was geschah? man kaufte sich von Soldaten, Dienstmädchen und andern armen Schlukern jenes papierne Zeugniß seiner Orthodoxie. Heut zu Tage beichtet jeder, wenn er es nöthig findet, und wenn er sich dazu verpflichtet glaubet.

LXVIII.

Uiber den Deismus.

Ihr wollt euch in Oestreich mit Gewissensfreiheit brüsten! höre ich Jemanden aus Norddeutschland rufen, und versetzt die böhmischen Deisten nach der türkischen Gränze!

Die Erscheinung der Deisten, in einem Winkel von Böhmen, war in der That eine unerwartete Erscheinung. Die Geschichte dieser Sache ist bekannt genug, ich berühre sie also nicht weiter. Nur eine einzige Betrachtung mache ich darüber, die, soviel ich weiß, gänzlich ist übergangen worden.

Man tadelte die östreichische Regierung, daß sie die Deisten nicht in der freien Ausübung ihrer Uiberzeugung, in ihrem Vaterlande, und in dem Besitz ihrer Güter ließ.

Ganz Europa bekennt sich zu irgend einer geoffenbarten Religion. Von Lisbon bis ans Meer di Marmora, und von Wardhuß bis an die Spize von Sizilien, ist unser Welttheil mit Altären, Kirchen, Synagogen, Moscheen besezt. Taufe, Beschneidung, Messe, Predigt, Waschen, machen einen wesentlichen Theil unsrer Pflichten aus. Der Pentateuch, das Evangel, der Koran, sind unsre

Gesez-

Gesezbücher, noch ehe wir mit dem Zivilkodex bekannt werden. Bischöfe, Popen, Superintendenten, Rabbiner, Imans, beherrschen unsre Seelen so despotisch als irgend einer unsrer Könige, Fürsten Sultane rc. Kurz, geoffenbarte Religion und politische Regierungsgewalt sind so enge, so innig, so wesentlich mit einander verflochten, daß es schwer ist, zu bestimmen, welche von beiden die andere nöthiger zu haben scheint.

Nun zeigt sich eine neue Religion. Sie will weder von Jehova, noch Kristus, noch Mahomed etwas wissen; sie braucht weder Priester noch Tempel; Sakramente und Opfer, Feste, Zeremonien und Gebetsformeln sind ihr verhaßt; sie glaubt weder an Erbsünde, noch Erlösung, weder an Engel, noch Teufel; sie bezahlt weder Stollgebühren, noch Zehenten, weder in den Klingelbeutel, noch an die Heilandskasse. Für sie schreit der Iman vom Moscheethurm vergebens zum Ge-

beth; über die Exkommunikazion des Rabbiners lacht sie; umsonst übersetzen Michaelis, Grynäus, und Rosalino die Bibel; sie geht weder in die Erbauungsstunden Lavaters, noch zum Segen des Pabstes.

Sie glaubt an ein höchstes Wesen, bethet es einzig im Geiste an, sezt ihre ganze Dogmatik darin, guter Bürger zu seyn, und rechtschaffen zu handeln, ohne auf zukünftige Belohnungen und Strafen Rüksicht zu nehmen.

Dieß ist der **Deismus**. Nun sagt, ob es thunlich war, denselben feierlich zu authorisiren? Fern sei es von mir, daß ich nicht wünschen sollte, man möchte Jedermann öffentlich bekennen lassen, wessen er innerlich überzeugt ist! . . . . Aber wenn der Kaiser den Deismus schon einmal hätte toleriren wollen, so würde er ihn doch wohl nicht bloß für die **Bauern** von Pardubitz zugestanden haben. **Bewohner** von **Wien** hätten dann doch wohl eben

so

so viel Recht, Duldung des Deismus zu fordern als eine böhmische Dorfgemeinde! —

Und ob sich in Wien, und in allen Erbländeru überhaupt auch jemand zum Deismus würde bekannt haben! . . . Und was die Geistlichkeit, nicht bloß die katholische, sondern alles was Geistlichkeit heißt, von Aufgang bis Niedergang, dazu würde gesagt und gethan haben! —

— — — — — —

O meine Herren, die ihr in der allgemeinen deutschen Bibliothek, in Schlözers Staatsanzeigen, im deutschen Musäum, in den Ephemeriden der Menschheit, im deutschen Merkur, und wo immer sonst noch, mit gutgemeintem Eifer mit Ungestümme, mit Bitterkeit, oder mit Hohngelächter von der Geschichte der böhmischen Deisten gesprochen habt; überlegt diese Umstände noch einmal, erinnert euch dabei an gewisse Fakta aus der neu-

en Geschichte, und tadelt den Kaiser, wenn ihr noch Lust habt.

Es ist, wie man sagt, in Böhmen seit jenen Vorfällen eine körperliche Strafe darauf gesetzt, sich selbst, oder jemand andern als einen Deisten anzugeben. Indessen wird vermuthlich, dieser Verfügung ungeachtet, weder der Name, noch die Sache jemals verloren gehen.

In Japan, wo das Christenthum bei Lebensstrafe verbothen ist, fragt man die Holländer, wenn sie ans Land steigen, ob sie Kristen sein. Darauf antworten sie: Wir sind Holländer.

LXIX.

Die heilige Wegzehrung.

Rudolph der Habsburger begegnete einst auf der Jagd einem alten Pfarrer, der eben die heilige Wegzehrung zu einem Kranken trug. Er stieg vom Pferde,

de, hieß den Geistlichen darauf sitzen, und begleitete ihn, samt seinem Jagdgefolge zu Fuß. Dafür profezeihte ihm der Geistliche, er würde Kaiser werden. So erzählt die fromme Legende.

In einem öden Schweizerwald hat die Vorstellung eines solchen Auftrittes unstreitig etwas sehr Auferbauliches.

In Wien, dem mehrhundertjährigen Sitz der edlen Habsburger — der Enkel des frommen Rudolfs — scheint man jenen Zug einigermassen verewigen zu wollen. Man trägt die Heil. Wegzehrung zu jedem Kranken mit einer Art von Feierlichkeit. Der Küster klingelt mit einem Glökchen voran; der Geistliche ist in Kirchenkleidung, und trägt das Heil. Sakrament in dem Ciborium vor sich her; ein paar Kirchendiener begleiten ihn mit einem kleinem, nicht allemal sehr sauberen, Baldachin. Hinten drein folgen die Verwandten oder sonstigen Hausfreunde des

 Ster-

Sterbenden, und etwan noch einige unbeschäftigte fromme Seelen.

Allein, der Abstand von einem öden Sweizerwald zu dem geräuschvollen Wien, ist unendlich groß. Was dort auferbaulich und rührend war, ist es hier nicht eben in dem Maß. Die Gassen sind mit Menschen, Pferden und Wagen bedekt, und da gibt es oft Auftritte, die mit der Heiligkeit dieses Zuges nicht sehr wohl übereinstimmen.

Man kann Gott nie zu viel Ehre bezeugen, das ist bekannt; aber eben so ausgemacht ist, daß er mehr auf unser Herz, als auf äussern Prunk sieht. In dieser Uiberzeugung möcht ich wohl den Vorschlag thun, daß man eine Abänderung träffe. Sollte es wohl der Heiligkeit der Sache etwas benehmen, wenn es ganz in der Stille zu den Kranken gebracht würde? Zur öffentlichen feierlichen Ehrenbezeugung für das Heil. Sakra-

krament ist ja die Prozession des Frohnleichnamsfestes.

Ehemals waren die Doktoren der Heilkunde unter einer beträchtlichen Geldbuße dazu verbunden, die Katholischen Kranken mit dem Heiligthume versehen zu lassen, sobald ihr Zustand gefährlich ward. Der Kranke mußte sich nolens volens dazu bequem n.

LXX.

Griechen.

Die Leute, welche nicht glauben, daß der Heilige Geist auch vom Sohne ausgehe, und die sich über das *Filioque* *) von der Lateinischen Kirche trennten, befinden sich in Wien in beträchtlicher Anzahl. Man rechnet ihrer ungefähr 600 Köpfe. Es sind theils wirkliche Grie-

chen,

*) Qui ex patre *Filioque* procedit &c,

chen, theils Raizen oder Serbier, und beinahe der ganze alte Fleischmarkt ist von ihnen bewohnt. Sie werden sich ehestens in dieser Gasse eine eigene neue Kirche bauen.

Diese Griechen lassen viele Bücher in das Alt- und Neu- Griechische übersetzen, hier drucken, und in ihr Vaterland führen. Die meisten dieser Arbeiten besorgt Herr *Vindotti* ein geschickter junger Mann aus der Insel Zante. Seit einigen Jahren wurden unter andern **Tissots** Anleitung für das Landvolk; von der Gesundheit der Gelehrten; **Störks** medizinische Schriften; **Meletaus** Kirchengeschichte; die Satyre Antipapa; der Indische Bischof; was ist der Pabst?; **Marmontels** Belisar; Fabeln nach **Lessings** Geschmak, von einem Doktor im Archipelagus; die Cyropedie Neugriechisch; eine topografische Beschreibung der heutigen Stadt Jerusalem, vom dortigen Patriarchen, zur Anleitung für die griechischen Pilgrimme;

Gram-

Grammatiken; Lexika; geografische und historische Wörterbücher; Anleitung zu den nöthigen Wissenschaften ꝛc. ꝛc. neu geschrieben, oder übersezt und gedrukt. Ihr gewöhnlicher Buchdrucker ist der Herr von Baumeister. Die Auflagen sind immer stark. Die Bücher gehen die Donau hinunter, Konstantinopel vorbei, nach Syrien, Griechenland, und nach den Inseln des Archipelags, des Mittelmeeres, des venezianischen Golfo ꝛc.

Im Jahre 1784 fieng Herr Vindotti eine Zeitung in Neugriechischer Sprache an, die in eben iene Provinzen abgieng.

Man sagt, der Divan in Konstantinopel fand diese Unternehmung gefährlich: er hielt nicht für gut, seine unterthänigen Griechen durch eine Zeitung in ihrer Sprache zu sehr mit der übrigen Welt bekannt zu machen. Er verbot sie, und bewog den hiesigen Hof, ihm darinn die Hände zu biethen. Soviel ist richtig, daß diese in ihrer Art einzige Zeitung, die

schon

schon stark gelesen war, nach zwei Monaten wieder unterdrükt wurde.

Arme Griechen! wie weit seid ihr von euren Vätern entfernt.

Die Ursache, warum der Heilige Vater Pabst ganz neuerlichst so sehr gegen Eybels Traktat: Was ist der Pabst? donnerte, und sie bei Strafe der Exkommunikazion verboth, ist, weil sie vor Kurzem ins Griechische ist übersetzt worden, und also auch in ienen Gegenden einen dem Heiligen Vater sehr unangenehmen Eindruck gemacht hat.

LXXI.

Fiaker; Lehnkutscher.

Die Zahl der Fiaker mehrt sich noch immer. Gegenwärtig — im März 1787 — sind ihrer 616.

Es ist eine Sache, die der Aufmerksamkeit werth ist, daß täglich sechshun-

dert Kerls mit 1200 Pferden auf gerathewohl in Bereitschaft stehen, und daß ihnen der bloße Zufall doch stets sichern Unterhalt verschaft. Nebst diesen muß jeder Fiaker jährlich sechs und dreißig Gulden Abgabe bezahlen, welche dem Armeninstitut zufließen; eine billige Auflage, weil sie bloß einen Zweig des Luxus trift, und der Armuth jährlich einen Beitrag von 22000 Fl. liefert.

Bei alle dem scheinen sich die Fiaker wohl zu befinden, weil ihre Zahl noch immer steigt. Ja einige treiben mit ihren Wägen und Pfergeschirren eine Art von Prachtliebe: Vergoldung, Plüsch, Lak, ꝛc. geben ihren Equipagen eine Nettigkeit, die man an den Fiakern zu Paris, Brüssel, Straßburg ꝛc. keineswegs gewohnt ist. Hätten sie nicht die karakteristische Numer im Rücken, man würde viele derselben für ordentliche Herrschaftswägen ansehn.

Die

Staats-
bibliothek
Bamberg

Die Wienerischen Fiaker haben für ihre Fuhren keine ihnen vorgesetzte obrigkeitliche Taxe, sondern jedermann handelt mit ihnen willkührlich. Ich halte dieses für besser, als sie einer Taxe zu unterwerfen, weil man bei derselben sicher entweder schlechter bedient würde, oder, um gut gefahren zu werden, von selbst über die Taxe zu zahlen belieben würde.

Wer gut und schnell will gefahren werden, der muß einen jungen Fiakerkerl nehmen; diese sind meist muntere, rasche, und wie natürlich, rohe Bursche, aber doch immer besser als die Alten; diese sind mürrische, langsame, verhärtete Bengel, viel gröber als die andern, und schonen im Fahren ihre Pferde mehr, als es dem Fahrenden lieb ist.

Man fährt von einem Ende der Stadt zum andern, z. B. von der Burg an bis zur Hauptmauth, gewöhnlich für 10 Kreuzer; aus der Stadt in eine Vorstadt für

14 Kr. bei schönem Wetter versteht sich an regnerischen Tagen steigt der Preis.

An einigen Plätzen lassen sich die Fiaker verhältnißmässig theuerer bezahlen, als an andern; z. B. die Fiaker auf der Landstrasse sind im Durchschnitt theuerer als die Fiaker zu Mariahilf; die Fiaker neben der Kaiserl. Reitschule theurer, als die Fiaker auf dem Kohlmarkt. Auch ist eine Spazierfahrt in einem Pirutsche theuerer, als im gewöhnlichen Wagen. Die Ursache dieses Unterschiedes ist mir unbekannt.

* *
*

Der Stadtlehnwägen mögen etwa dreihundert sein. Sie sind nicht numerirt, haben alle Arten von modischen Wagenformen, und alle Eleganz eines regelmässigen Staatswagens, wenn man einen solchen verlangt. In einem Fiaker kann man keinen ordentlichen Etikettemässigen

Besuche machen, sondern muß einen Lehnwagen dazu nehmen; denn diese werden für ansehnlicher gehalten als jene. Man bezahlt des Tages drei Gulden für einen solchen Wagen mit zwei Pferden, und für einen ganzen Monat 60 Fl. nebst einer Belohnung für den Kutscher.

Viele Leute nehmen zu einer Spazierfahrt aufs Land einen Lehnwagen. Ich rathe jedermann, lieber einen Fiaker zu nehmen, denn die Lehnkutscher thun so delikat mit ihren Bestien, daß man nicht vom Flek mit ihnen kommt.

Seit 3—4 Jahren nimmt die Zahl der Pferde der Privatleute etwas ab. Manch grosses Haus hält um 10—12 Pferde weniger; manche Familie vom Mittelstande statt 4 nur noch zwei; und manche, die ein Paar gehalten hatte, laßt sich im Lehnwagen zur Visite, zum Spektakel, in die Kirche, und in den Prater fahren.

Dieses trägt ebenfalls zur Vermehrung der öffentlichen Fuhrwerke bei.

LXXII.

Die Bastei.

Die eigentliche Stadt Wien, welche beinahe rund ist, hat zu ihrer Befestigung einen Wall mit 11 Bastionen. Diese Einfassung wird von den Wienern in der gewöhnlichen Sprache durchweg die Bastei genannt.

Da ich in der Kriegskunst ganz Laie bin, so lasse ich die Bastei von der Seite ihrer wesentlichen Bestimmung ganz unberührt, und betrachte sie bloß in der Eigenschaft als allgemein beliebter und besuchter Spazierplaz von Wien.

Man macht diesen Kreis um die Stadt gerade in einer Stunde, wenn man mit mäßigem Schritte einher schreitet. Schade, daß er wegen des unten liegenden

Schultes und der vielen Kasematten nicht mit Bäumen besezt werden kann; denn die kurze Reihe von kleinen Bäumchen, welche neben dem Kaisergärtchen steht, ist zu unbedeutend, um sie in Anschlag zu bringen.

Die Bastei wird das ganze Jahr hindurch besucht, weil sie besondere Vortheile hat: Man kömmt von allen Seiten der Stadt leicht und in wenigen Minuten hinauf; man ist vor Pferden und Wagen gesichert; man ist sehr wenig vom Staub belästigt; man trifft beinahe immer Gesellschaft an. Wird man von Donnerwetter, oder Regen, überfallen, so findet man sogleich eine Zuflucht in den nahen Häusern, und hat nicht weit in seine Wohnung.

Die beßte Zeit zum Genuß dieses Spazierganges ist um die Zeit der beiden Aequinoktien, von der Hälfte des Märzes bis in die Hälfte des Monat Mai; und im Herbst von der Hälfte des

Sep-

Septembers bis in die Hälfte des November. In diesen beiden Perioden ist die Bastei den ganzen Tag lang genießbar, weil die Temperatur der Witterung milde ist. . . Im Mai und September gibt es ungefähr folgende Ordnung von Spaziergängen daselbst: Um halb 5 Uhr Morgens erscheinen die zärtlichen Hausknechte, Kutscher, Reitknechte ꝛc. mit den geringern Dienstmädchen aus den vornehmern und mittlern Häusern. — Um halb 6 Uhr Lakaien, Laufer, Jäger, Handwerkspursche, Leibhusaren ꝛc. mit Köchinnen, Stubenmädchen, Extramädchen, geringen Bürgerstöchtern. — Gegen 7 Uhr kommen junge Bürgersfrauen, Frauen der niedrigern Kanzleibeamten, Künstler, Hausoffiziers ꝛc. — Zwischen 8 und 9 Uhr schlendern die Trinker der mineralischen Wasser, die Hypochondristen, und andere eingebildet oder wahrhaft kränkelnde Leute hinauf. — Nach 10 Uhr ist die Stunde halbadelicher Damen. — Um halb

12 Uhr erscheinen die Leute von den höchsten Klassen. Von dieser Stunde bis gegen halb 2 Uhr ist an den gewöhnlichen Wochentagen die Bastei mit dem glänzendsten und volkreichsten Besuch beehrt. — Von halb 2 Uhr bis halb 4 Uhr bleibt sie meist leer. Nach halb 4 Uhr mehren sich die Spaziergänger wieder: um diese Stunde wird besonders die liebe noch nicht ganz reife weibliche Jugend dahin geführt. Nach 5 Uhr kommt noch viele schöne Welt dahin.

Nicht auf der ganzen Bastei herrscht die gleiche Lebhaftigkeit. Die Nordwestseite, vom Burgthor über das Schottenthor gegen die Leopoldstädterbrücke hin, wird nie sehr stark besucht. Aber die Südost Seite, vom Burgthor bis zum Stubenthor ist der Lieblingsplaz der schönen Welt. An Feyertagen besonders zwischen 3 und 6 Uhr, wimmelt es in den Frühlings- und Herbsttagen von Spaziergängern,

gern, meist aus dem Mittel- und Bürgerstande.

Im hohen Sommer ist die Ordnung verändert. Von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends ist die Bastei in den warmen Monaten ungangbar. Auf dem troknen Staubboden ohne allen Schatten, durch das zurükprallen der Sonnenstrahlen von den nahen hohen Häusern vermehrt, herrscht dann eine so afrikanisch unerträgliche Hize, daß sie die Augen blendet, den Athem benimmt, und für die Gesundheit gefährlich wird. Nur die frühere Morgenzeit und die spätern Abendstunden sind dann der Bastei geheiligt, und diese leztern werden oft bis in die schon dunkle Nacht ausgedehnt, um hie und da ein kleines Abentheuer zu bestehn.

Da die Gassen von Wien wegen der vielen Pferde und Wagen für die Kinder sehr gefährlich sind, so verpflanzt man diese in der schönen Jahrszeit auf die Bastei, um sie dort die frische Luft einath-

men zu lassen. Es ist ein allerliebster Anblik, auf den Bastionen vor der Burg, vor den Häusern der Generale Lacy und Pelegrini, einige hundert unschuldige kleine Geschöpfchen in ihrem kindischen Jubel spielen und scherzen zu sehn.

LXXIII.

Naturalien-Kabinet.

Das in der Burg befindliche Naturalienkabinet sollte eigentlich das **Mineralienkabinet** heißen.

An Mineralien, Seegewächsen und Muscheln ist dieß Kabinet sicher eines der Vollständigsten. Die östreichischen Erblande liefern von selbst schon den größten Theil aller Stoffe aus dem Mineralreich; und was überdieß noch zur Seltenheit und Vollständigkeit mangelte, das hat man aus Sachsen, vom Harz, aus Sibirien, Peru 2c. zusammengebracht. Man sieht hier gediege-

nes

nes Gold, puren Schwefel, auch gediegenes Eisen .... Bei Ansicht dieser leztern Seltenheit erinnerte ich mich des grossen Stüks von gediegenem Eisen im Naturalienkabinet zu Petersburg, das Pallas beschrieben hat, und über dessen Aechtheit manche Gelehrte so lang zweifelten, und zum Theil noch zweifeln.

Die Sammlung von Edelsteinen ist sehr komplet. Gleich unansehnlichen Bachkieseln liegen ungeschliffene Diamanten daselbst. Ein Opal ist hervorstechend merkwürdig, weil man bis jezt in keiner Sammlung der Welt einen so grossen besizt: er wiegt vier und dreissig Loth. Ein ehrlicher Jude, dem man ihn neulich zeigte, ward so sehr von dem Werth desselben entzükt, daß er davor auf seine Knie fiel, und ihn anbetete, wie weiland seine Großväter in dem Thal von Sinai das goldne Kalb.

Unter andern Seltenheiten aus dem Reiche der Steine sind mancherlei Tabaksdosen vorhanden, darunter eine von der artigsten Erfindung. Sie ist rund, und ziemlich groß. Ihre äusseren Wände sind mit allen Gattungen von Steinen bekleidet, welche man in Sachsen findet. Jedes Stükchen hat seine auf der silbernen, rings herum laufenden Einfassung gestochene Numer. Unten ist eine heimliche Springfeder angebracht: man drükt darauf, der Boden öfnet sich, und giebt ein kleines Schublädchen von sich, worinn ein geschriebner Katalog von allen an der Dose befindlichen Steinen mit den unterscheidenden Numern liegt. Man macht in Sachsen mehr ähnliche Dosen, deren Erfindung mir sehr wohl ausgedacht dünkt.

Im lezten Zimmer des Kabinets sind einige andere sehnswürdige Dinge. Ein Bas Relief in Mosaik, welches der König von Neapel geschenkt hat. — Viele Stüke

von

von Florentinischer Marketeriearbeit. Die vier Welttheile sind hervorstechend schön; auch hängen einige bewunderungswürdige Perspektiv-Stüke darunter. Ich finde diese Arbeit so angenehm und zierlich als eine Malerei.

Das kostbarste Stük dieses Zimmers ist ein Blumenstrauß; aber ein Blumenstrauß von allen Edelsteinen, aus denen die mit ihren natürlichen Farben übereinstimmenden Blumen geschnitten sind. Auf den Blumen kriechen einige Insekten, ebenfalls aus Edelsteinen in ihrer natürlichen Gestalt dargestellt. Das ganze ist ein entzükender Anblik, der noch angenehmer auffallen würde, wenn die Blumen, Blätter ꝛc. nicht so ganz nahe zusammengedrängt wären, sondern durch ihren grössern Abstand dem Auge mehr Spielraum zur einzelnen Uibersicht liessen.

Maria Theresia, die bekanntlich Franzen mit innigster unausdruksamer Zärtlich-

keits-

keitsglut liebte, überraschte an einem schönen Frühlingsmorgen mit diesem Strauß ihren Gatten: und Franz gab ihn nachher in das Kabinet, wo er die geschmakvollste Sammlung von Edelsteinen darstellt.

LXXIV.

Schlittenfahrten.

Im alten Wien, wo noch viel auf prunkvolle rauschende Lustbarkeiten gehalten und verwendet wurde, waren die grossen öffentlichen Schlittenfahrten eine der vornehmsten winterlichen Unterhaltungen.

Der Hof gab sie unter der Kaiserinn Theresia noch häufig; und nach dem Muster des Hofes auch die grossen reichen Vasallen. Es war eine kostbare Unterhaltung. Da in den Hauptgassen von Wien wegen des vielen Gedrängs von Menschen

und

und Pferden der Schnee selten lange liegen bleibt, und gerade durch diese Hauptgassen der Zug immer gieng, so mußte man an dem dazu bestimmten Tage erst einige tausend Fuhren Schnee von der Esplanade in die Stadt herein schaffen, um die Bahn brauchbar zu machen. . . . Nebst dem neuen Schlittenpuz des Herrn und der Dame, wurden die Laufer, Reitknechte, und Pferde allemal neu ausstaffirt. Man behing den Gaul mit silbernem Schellengeläute; und eine solche Schlittenrüstung, wenn sie ihrer übrigen Gesellschaft würdig sein sollte, kostete nicht selten 15000 bis 20000 Gulden.

Kaiser Josef findet diese Unterhaltung in keinem gehörigen Verhältnisse mit den dazu erforderlichen Kosten. Noch hat Er während seiner Regierung keine Schlittenfahrt gegeben. In dem Schneevollen Winter 1783 - 1784 fand der Adel plözlich wieder Geschmak an denselben. Die

vom

vom Hofe veranstalteten Schlittenfahrten wurden immer bei Tage gehalten. Die anderen des Abends. Bei den ersteren zeigte sich immer die vorzüglichste Pracht. Bei den leztern hat der Anblik etwas romanhaftes und Feenartiges. Ein Trupp Fakelträger zu Pferde voraus; dicht hinter ihnen ein Schlitten mit Trompeten und Pauken. Darauf der Zug von 20 bis 30 Herrschaftsschlitten: vor jedem zween Postillions mit Fakeln, neben jedem zween Läufer; die Uniformen wechseln an der Farbenmischung; alles strahlt im Widerschein des vervielfältigten Lichts von Gold und Silber. Den Beschluß macht ein ungeheurer Schlitten mit Spielleuten besezt, welche das Getümmel der schellenbehangenen Pferde durch kriegerische Musik erheben.

Die Damen werden durch das Loos vertheilt. Sie sizen, in sibirische Pelze vortheilhaft gehüllt, auf dem Schlitten,

hinter

hinter jeder der Kavalier, einen russischen Muff an der Seite hangend, und mit leichter Hand das Lärmgewohnte Roß an seidnen Schnüren lenkend. Hier ists, wo jene bekannte Strofe gilt:

„Der Jüngling wärmet sich falsch im
Hermeline der Nymfe;
„Die Nymfe lächelt, und wehret ihm
falsch.„ *)

So geht der Zug durch die vornehmsten Gassen und Pläze. Das Volk strömt haufenweise herzu, die schönen Schlittenfahrerinnen zu sehn, und dieß ist, wie man weiß, die größte Wollust für die weiblichen Herzen. Die Funken von den Fakeln sprühen ihnen um die Köpfe; der rauhste Nordwind saußt ihnen um Busen und Naken: Kleinigkeiten! dafür sind sie das Spektakel der Stadt, der Mittelpunkt, nach dem sich so viele heimliche Wünsche

und

*) Ramlers Oden.

und Seufzer drehen. Dieß entschädigt für alle Ungemächlichkeiten des Körpers.

Endlich hält der Zug vor dem bestimmten Fürstenhause. Schon stehn die Wagen in Bereitschaft. Man wirft sich eilends hinein, fährt nach Hause, kleidet sich um, kömmt zurük zum grossen Soupé, und tanzt, und scherzt und lacht, und tändelt beim lauten Ballfest bis an den hellen Morgen.

LXXV.

Gassenkehrer.

Die Säuberung der Strassen von Wien ist pachtweise an eine Gesellschaft überlassen. Zu diesem Geschäfte nimmt die Gesellschaft theils ehrliche Taglöhner, theils die zu den öffentlichen Arbeiten verurtheilte Verbrecher, wofür sie etwas gewisses an die Polizei bezahlt.

Diese

Diese Männer sind an Händen und Füssen mit Ketten beladen, in grobes braunes Tuch gekleidet, und ziehn täglich in zwei bis drei Haufen — jeder etwan 20 Mann stark — unter Bedekung von einigen Polizeisoldaten an die nöthigen Plätze.

Unter der Regierung der Kaiserinn wurden die Verbrecher von einigem Stand und Namen, wenn es scharf gieng, auf Lebenslang in irgend eine Festung versperrt. Man hatte damals keine Idee in Wien, daß es möglich wäre, einen k. k. Hofrath, einen Kavalier mit dem Pöbel der Missethäter vermengt, der öffentlichen Schande ausgesezt zu sehn. Kaiser Josef gab der Kriminaliustiz eine neue Form. Wie einst im Thal Josafat weder Krone noch Infel, noch Ordensband den Sünder schüzen wird, so hob Er auch schon in diesem seinen irdischen Reich allen Unterschied der Stände bei Verbrechen auf. Er schuff die Gassenkehrer, und Verdammte

den hochbetitelten Vasallen wie den lezten Gaudieb in ihre Gesellschaft. Die Erscheinung dieser Leute war anfangs den Wienern ein unerhört auffallender Anblik. Da der erste gnädige Herr mit geschornem Kopfe, mit dem Besen in der Hand, und mit Ketten rasselnd, auf der Strasse erschien, drängte sich die halbe Stadt zu dem schrekenden Schauspiel. Seitdem hat man sich mehr daran gewöhnt: der Anblik von Gassenkehrenden Baronen, Hofräthen, Grafen ꝛc. hat bewirkt, daß gegenwärtig das Publikum mit einer Art von Gleichgültigkeit über die Sache denkt, so, wie die Verbrecher selbst nun auch ziemlich gleichgültig an diese Strafe gehn.

Sind die Jahre der Strafe vorüber, so bekommt der Abgebüßte sein bürgerliches Leben und seinen guten Leumund wieder. Wir haben vor kurzem einen solchen Mann gesehen, der heute den Besen ablegte, und Tags darauf ein Kaf-

fehaus

fehaus errichtete. Dieser Umstand verschuf ihm sogleich Gäste.

Einige Leute wollen es übel angebracht finden, daß man die Gassen durch Verbrecher kehren läßt, da doch diese Arbeit auch andere ehrliche Leute verrichten, weil diese Arbeit dadurch gleichsam entehrend gemacht werde, wie sie meynen. Ihr Schluß ist irrig. Nicht die Arbeit ist entehrend; denn dieß ist keine Arbeit auf der Welt; aber als Missethäter zur öffentlichen Arbeit verdammt sein, die Ketten, und mit denselben den Beweis des Verbrechens, und das Zeichen der Schande tragen, das ist es, was diesen entehrt, und jenen auf keine Weise trifft.

In der ersten Zeit, da diese Strafe eingeführt ward, mußten die lüderlichen Mädchen ebenfalls mit dem Besen in der Hand aus dem Zuchthause zur Strassensäuberung kommen. Diese Einrichtung gab zu verschiedenen Unschiklichkeiten Anlaß. Man läßt sie seitdem zu Hause, und be-

schäfftiget sie grossentheils damit, daß sie für das grosse Krankenhaus waschen müssen; eine Arbeit, die ihnen angemessener, und nüzlicher ist, als ihre Erscheinung beim Gassenkehren.

Hr. Howard, der die Welt durchreiset, Spitäler, Narrenhäuser, Zuchthäuser, und Gefängnisse zu besehen, zu beschreiben, und Vorschläge zur menschlichern Behandlung derjenigen zu thun, die bestimmt sind, in solchen Behältnissen zu leben, war vor einiger Zeit zum drittenmal hier. Er gieng in die Kasematen, wo die Gassenkehrer wohnen, maß, und prüfte die in diesen Gewölben eingeschlossene Luft, wog die jedem solchen Delinquenten täglich zugetheilte Porzion Brod, untersuchte ihr Wasser, ihre Kleidung, kurz, ihren ganzen fysischen Zustand. Man sagt, er habe die Sache nicht ganz nach seiner Idee gefunden.

LXXVI.

Wälsche und deutsche Oper.

Keine langweiligere Sache von der Welt, als eine Komödie, die zu lange dauert. Dieß ist der Fall nicht bloß mit den einzelnen Vorstellungen eines Theaterstükes, sondern mit jeder Art von Schauspiel überhaupt. Wien hatte deren schon von allen Gattungen: französische Komödie, wälsche Komödie, wälsche Oper, die grossen Noverrischen Ballette, deutsche Oper ꝛc. ꝛc. Allen diesen Dingen gieng es wie dem grünen Esel *). Man lief anfangs mit Wuth hinzu, ließ sich halb erdrüken, um das neue Schauspiel zu sehen. Nach wenigen Jahren war das Haus wieder öde. Endlich hielt man sich eine Weile bloß an das deutsche Nazional-Schauspiel. Bald gähnte man auch bei diesem ewi-

*) Gellerts Fabeln.

ewigen Einerlei wieder; und der Kaiser, welcher die unbeständige Neugierde seiner getreuen Wiener kennt, gab ihnen im Jahre 1783 neuerdings eine wälsche Oper, welche die noch herrschende ist.

Diese schöne Ungeheuer, wie Schubart *) es nennt, hat sich zum Günstling des feineren Publikums emporgeschwungen. Die Stüke, welche bisher vorzüglich den allgemeinen Beifall erhalten haben, sind stufenweise folgende:

Il Barbiere di Seviglia.
Fra i due litiganti il terzo gode.
La grotta di Trofonio.
Il rè Teodoro in Venezia.
Una cosa rara, osia Bellezza ed Onestà.

Es

*) Der biedere Schwabe, Dichter und selbst Kompositor. Noch schmachtet er auf Asperg, schon über zwölf Jahre! Und warum? — — Tantæne animis coelestibus iræ!

Es sind eitel komische Singspiele; der ernsthaften Oper ist man, wie billig, ganz überdrüßig. Der Barbier hat einige allerliebste leichte Liederchen, und wird seiner schnakischen Intrige wegen von Zeit zu Zeit gern gesehen. — Fra due litiganti &c. ward in kurzer Zeit sieben und dreißigmal hinter einander gegeben. — Die Grotte des Trofon etwan 30mal. — König Theodor wohl 43mal. — Die Cosa rara der zu schnell eingefallenen Farsten wegen nur etwan 15mal. Diese war es aber welche die Stadt beinahe in Raserei gebracht hätte, und bei deren jeder Vorstellung 3 — 400 Personen aus Mangel an Plaz wieder vergebens nach Hause gehn mußten.

Seit der Aufführung dieser beliebten Singereien kommt man in kein Haus, in keine Gesellschaft von guten Ton, wo nicht ein Duett, ein Terzett, ein Finale aus einer der obigen Opern gesungen oder auf dem Flügel herunter getromelt wird.

 Selbst

Selbst die Mandolettikrämer und Kellnerpursche trillern auf Gassen und Strassen ihr

Ah chi sa Rosina mia
Quando mai ti rivedrò! *)

oder das wollüstige

Vienni tra i lacci miei
Stringi mi o cara ben
Anima mia tu sei,
Ti vo morir nel' sen. **)

Die Leute bei der Oper sind ausgesucht, aber auch gut bezahlt. **Mandini** und **Benucci** sind die ausgemachtesten zween Schalksnarren ***) die man sehn kann. Das Hauptgözenbild in diesem komischen Pantheon, war bisher die Sängerin **Storace**, von italiänischer Abkunft, aber

*) Aus dem Barbiere di Seviglia.

**) Aus der Cosa rara.

***) Buffoni.

aber in London gebohren. Sie hatte jährlich über 1000 Dukaten. Der Wahrheit zur Steuer muß man bekennen, daß sie sehr gut singt; aber ihre Figur ist nicht vortheilhaft: ein kleines dikes Geschöpf, ohne irgend einem weiblichen körperlichen Reiz, ein paar grosse wenig sprechende Augen ausgenommen.

Storace ist vor kurzem nach England gereiset. Sie wird durch die Morichelli ersezt.

* *
*

Da ein grosser Theil des Publikums nicht italiänisch versteht, und man diesen doch auch mit Singspielen unterhalten will: so ist zugleich noch eine deutsche Oper errichtet, die meist im Kärnthnerthortheater spielt. Man wendet bei weitem nicht soviel darauf, wie auf die Wälsche, darum hat sie minder gute Sänger, und steht überhaupt sehr unter jener.

Der Doktor und der Apotheker, eine Posse, von Ditters in Musik gesezt, hat hier allein einen ausgezeichneten Beifall erhalten.

LXXVII.

Reife Mädchen.

Ihre Zahl ist groß, und ihre Lage sehr unangenehm. Die von der zweiten und dritten Ordnung sind am schlimmsten daran. Die Hofdienste, welche doch hier einigen tausend Männern Beschäftigung und Unterhalt geben, sind heut zu Tage so sehr in die Form einer Schnekentreppe gebracht, daß die Leute dabei vierzig Jahre alt werden, ehe sie zu einer Stelle kommen, die ihnen erlaubt, eine Frau zu nehmen.

In Sparta peitschten die Weiber jährlich die Hagestolzen im Tempel der Venus mit Ruthen, um sie für ihre Ehelo-

sigkeit

sigkeit zu strafen. Diese Strafe, welche in Sparta wohl angebracht sein mochte, wäre bei uns höchst unbillig, weil der größte Theil der Hagestolzen es wider seinen Willen ist. Man sieht eine Menge von Kanzleimännern, Hausoffizieren rc. die schon seit Jahrzehnden ordentliche Liebschaften unterhalten, und als Freyer samt ihren Liebsten grau werden. Um diesem Mißstand einigermassen abzuhelfen, würde es besser seyn, wenn man statt der Spartanischen Methode Ehestandsproseliten zu machen, die alte Babylonische einführte. Wer ein schönes Mädchen zur Frau nahm, mußte eine Taxe erlegen, und mit diesen Taxen steuerte man die Häßlichen und Armen aus, um ihnen ebenfalls Männer zu verschaffen.

So frei und flüchtig die verheiratheten Weiber leben, so gezwungen und langweilig ist hingegen die Lebensart der ledigen erwachsenen Mädchen. Es jammert einen ordentlich, sie keinen Schritt ma-

chen,

chen, in keine Gesellschaft kommen zu sehen, ohne eine grämliche Tante, eine hämische Gouvernante, oder die Mama selbst mit der Mine ihrer ganzen mütterlichen Authorität zur Forscherinn aller ihrer Worte und Aufseherinn aller ihrer Blicke an der Seite zu haben. Man lehrt sie die Regeln des Puzes, der Gefälligkeit; alle Beschäftigungen zielen dahin, um ihnen die Kunst zu gefallen einzupflanzen, natürlich zu machen; und dann fordert man, daß sie die Spröde spiele, daß sie bei den Siegen ihrer Reize fühllos bleibe!

In der That ist auch ihre Konversazion ziemlich troken. Eine sogenannte Unschuld — nach dem alten Begriff von diesem Worte — ist leider in den Zirkeln der grossen Welt nach dem heutigen Tone ein Geschöpf, das mehr zur Belästigung als zur Belebung der Gesellschaft beiträgt. Man unterhält sich lieber mit Weibern. Das Wesen eines Mädchens hat etwas gezwungenes, ängstiges, leeres, und ge-

zir-

zirtes, das in die Länge nur ein in sie Verliebter aushalten kann. Sobald aber das Mädchen einen Liebhaber erhascht hat, in den auch ihre Aeltern willigen, dann wird aus dem blöden, zimperlichen Dinge oft plötzlich ein stolzes, schnippisches, naseweises Püppchen.

Die Mädchen kennen die Vorzüge der Weiber; darum trachten sie so sehr nach diesem Stande.

Viele junge Mannspersonen meiden jene Häuser, wo reife Mädchen ohne Liebhaber sind, weil man ihre öfters wiederholten Besuche gern für eine Liebeserklärung nimmt, oder sie nach einiger Zeit wohl gar zwischen vier Wänden konstituirt, und zwingt, zum väterlichen und mütterlichen Protokoll auszusagen, mit welchen Absichten sie in das Haus kommen.

LXXVIII.

LXXVIII.

Kaiserliche Bibliothek.

Wenn die Musen irgendwo in der Welt einen prächtigen, einen geschmackvollen und majestätischen Tempel haben, so ist es der Kaiserliche Bibliotheksaal in Wien.

Unbeschreiblich ist der überraschend grosse Eindruk, den man bei dem Eintritt in diesen Saal empfindet. Ich meines Theils muß gestehen, daß mich kein anderes heiliges oder profanes Gebäude je so hingerissen, so entzükt, so mit angenehmem Hochgefühl durchströmt hat, als die Uibersicht dieser Bibliothek. Der Saal ist 210 Fuß lang, 54 breit, und von der Höhe eines geschmakvollen Tempels. Er stellt ein länglichtes Viereck vor, in dessen Mitte eine ovalrunde Kuppol ist. Marmor, Gold, und Malerei ist mit verschwenderischen Aufwand allenthalben verwendet. Acht grosse Säulen stüzen ihn

dieß=

dießseits und jenseits der Kuppol; in deren Mitte die Statue Karls des Sechsten in Lebensgrösse stehet, von weissem Marmor mit einer lateinischen Innschrift an dem Fußgestelle: rings um dieses Bild stehen zwölf andere Kaiser in ähnlicher Grösse, und von nämlichem Stoff. Um auch die höhere Gegend des Gebäudes zu benutzen, läuft eine geräumige Gallerie rings um dasselbe und enthält eben so viele Bücherkästen wie die untere Wandfläche.

Der Baumeister dieses herrlichen Denkmals war bekanntlich Fischer von Erlach. Daniel Gran schmükte es von innen mit seinem Zauberpinsel, dessen Meisterstük die schöne Deke der Kuppol ist, wo alle Wissenschaften in symbolischen Figuren einen freundschaftlichen Kreis machen.

Das Personale der Bibliothek bestehet aus dem Bibliothekar, dem Direktor, zwei

Kustoden, fünf Skriptoren, und vier Amanuensen.

Vermöge einer heilig beobachteten Verordnung, darf nie ein Licht in die Bibliothek gebracht werden, um diesen unersezbaren Schaz nicht durch irgend einen unvorsichtigen Zufall der Gefahr einer Zerstörung oder Verwüstung auszusezen.

Den litterarischen Inhalt und Reichthum der Kaiserlichen Bibliothek zu beschreiben ist weit über das Fassungsvermögen einer Skizze. Was man auch gegenwärtig davon angeben könnte, würde in wenigen Jahren wieder unrichtig sein, weil der Vorrath jährlich wachst.

Die Bibliothek hat bestimmte jährliche Einkünfte, die zum gewöhnlichen Bücherankauf verwendet werden. Aber sie ist nicht bloß auf diesen Fond eingeschränkt. Wenn sich Gelegenheiten darbieten, seltne und zur Vollständigkeit der Bibliothek wesentliche Schriften zu erhalten, so werden

sie

sie ohne Rüksicht auf die bestimmte Summe gekauft.

Unter die Seltenheiten und Kostbarkeiten, welche man bei Erwähnung dieser Bibliothek gewöhnlich anführt, gehören: die Sammlung der ersten gedrukten Bücher, seit Erfindung dieser Kunst bis auf das Jahr 1500 inklusive, welche wohl die reichste in ganz Europa seyn mag, und jezt über 6000 Stüke beträgt; — die berühmte Peutingerische Karte; — Schriften der alten Mexikaner, aus lauter Symbolen und Figuren bestehend, welche Robertson in seiner Geschichte von Amerika hat abzeichnen lassen; — Blätter aus dem Koran, mit alter Kufischer Schrift, aus dem neunten Jahrhundert; — eine Handschrift von Dioskorides, mit gemalten Pflanzen, aus dem sechsten Jahrhundert; — zwei Stüke von der alten ächten ägyptischen Papyrstaude; — ein sehr alter Purpur-Kodex; — eine Menge wichtige Werke in seltnen Ausgaben

auf dem sogenannten Großpapier, worunter die prächtige Bibliothek des Helden Eugen von Savoyen hervorsticht.

Von Kupferstichen ist eine sehr beträchtliche und in ausgesuchten Abdrüken bestehende Sammlung vorhanden. Sie ist nach den bekannten Schulen geordnet.

Noch gehört dazu eine Sammlung von Porträten merkwürdiger Personen aller Art, die über 200 Bände füllt.

Unter dem geographischen Vorrath sind vorzüglich zu bemerken: ein Blaueischer Atlas, der auf 30000 fl. geschäzet vom Prinz Eugen herkommt, und die grosse Sammlung von Landkarten, welche Baron Stosch gemacht hatte, und von seinen Erben ist erkauft worden.

Die Bibliothek ist zum öffentlichen Gebrauch gewidmet. Neben dem Saal ist das Lesezimmer, dessen Eintritt im Winter von 9 bis 12 Uhr, und im Sommer von 8 bis 12 Uhr für Jederman offen stehet. Hier findet man eine lange

Ta-

Tafel für ungefähr 40 Personen und noch einige Nebentische. Jederman ist es frei ein Buch nach Belieben zu begehren, es in diesem Zimmer zu lesen, auch sich Notate und Auszüge daraus zu machen, zu welchem Gebrauch die nöthigen Tintenfässer in Bereitschaft stehen. In diesem Zimmer wird tiefes Stillschweigen beobachtet, um die nach Kenntnißen und Wahrheit dürstenden nicht in ihrer Aufmerksamkeit zu stören.

In dem Bibliotheksaal selbst wird ohne Begleitung eines Beamten Niemand eingelassen. Die Bücher stehn alle unverwahrt darinne, und man weiß, wie oft Bücherliebhaberei schon manchen sonst sehr ehrlichen Mann zum litterarischen Beutelschneider gemacht hat.

Einige Privatleute, auch Fremde, haben ein oder das andere äusserst seltne Buch aus freiem Trieb in diese Bibliothek gegeben. Dieß ist ein großmüthiges Benehmen, der Nachahmung jedes Wissen-

schaftsfreundes würdig. Solche einzelne merkwürdige Bücher werden nach dem Tode des Besitzers gewöhnlich von unwissenden Erben verworfen oder verwüstet, da sie hingegen in einer solchen kostbaren Sammlung einer würdigen Pflege genießen, zum Gebrauch des Publikum dienen, und ein bleibendes Denkmal von der edelmüthigen Denkart ihres Besitzers stiften.

LXXIX.

Das Belvedere.

Es liegt am äussersten Ende der Vorstadt, an der Südost-Seite von Wien, auf der Anhöhe, welche das Erdreich von dieser Weltgegend her gegen die Stadt zu bildet. Der Schöpfer desselben war Prinz Eugen, dem es in den Jahren seines größten Glanzes und Ansehns zum Sommeraufenthalt diente, und der ihm, so wie allen seinen Werken, den Stempel seines

guten und grossen Geschmaks aufdrükte, der zu jenen Zeiten in Wien noch nicht Jedermans Sache war.

Nach verschiedenen Bestimmungen, die dieser Lustort nach seines ersten Besizers Tode erhielt, wurde endlich das Gebäude zum Siz der unschäzbaren Gemälde = Gallerie, und der Garten zum öffentlichen Belustigungsort für die Schöne Welt von Wien gewidmet.

Der eigentliche Haupteingang ist von der Seite der dicht daran stossenden Linie. Hier muß man eintreten, wenn man das Ganze nach seiner eigentlichen Richtung übersehen will; doch ist auch ein andrer Eingang von unten durch den Garten angebracht, welcher der Nähe und grössern Bequemlichkeit wegen allgemein gebraucht wird. Von dem obern Haupteingange kommt man in einen geräumigen Hof, der auf beiden Seiten mit Gebäuden und schönen Alleen besezt ist; in der Mitte liegt ein grosser angenehmer Teich.

Das Hauptgebäude, ein länglichtes Vier-eck, liegt ganz frei. Es hat eine prächtige, vielleicht etwas zu sehr mit Zierrathen überladene Fronte. Man steigt auf stolzen doppelten Treppen hinan, und kommt hinter einer Kolonade in den grossen runden Marmorsaal: dieser ist das Mittelstük, und öffnet den Eingang auf beide Seitenflügel, deren jeder sieben Zimmer, und zwei runde Kabinette enthält. Der Marmorsaal selbst ist schon mit einigen grossen Gemälden behängt, die er wegen seiner durch das ganze Gebäude ragenden Höhe am beßten fassen kann. Der rechte Flügel enthält den unnachahmlichen Reichthum der Italiänischen Schule. Im linken Flügel prangen die Schäze der Flamändischen Schule.

Im obern Stockwerke hängen in den vier Zimmern des rechten Flügels die Meisterstüke der Deutschen Schule; in den vier Zimmern des linken Flügels die Denkmäler der alten Niederländischen Schule.

Eine

Eine solche Gemälde = Sammlung muß man ohne weiters sehen. Jeder, der sie beschreiben wollte, würde sich daran zum Stümper schreiben.

Herr Mechel aus Basel hat sie von 1778 bis 1781 in jene Ordnung gebracht. Man ließ es ihm an nichts fehlen: die Rahmen allein haben über 70,000 Fl. gekostet. Der Vorrath aller ihm übergebenen Stücke war so groß, daß er aus Mangel an mehrerm Raum über tausend der minder kostbaren ausmusterte, welche im untern Gartengebäude aufbewahrt werden, und auch von solchem Kunstwerth sind, daß man aus denselben eine zweite Gallerie errichten könnte, die noch immer Aufmerksamkeit verdienen würde.

Seit Einem Jahre sind in dieser Gallerie beträchtliche Veränderungen vorgenommen worden. Bei Aufhebung der Klöster hat man in Italien und den Niederlanden manches schöne Stük gefunden, welches hieher wanderte; auch hat der

Kaiser durch Kauf und sonstige Erwerbungen die Sammlung vermehrt. Man hat in den Zimmern den Raum noch besser benuzt, und mehr Gemälde aufgehangen, oder sie vortheilhafter vertheilt. Man hat einige von den von Herrn Mechel ausgeschlossenen Stüken zur offnen Ansicht hinauf gebracht, einige der ausgehangenen, als Stüke von mindern Werth, unter die ausgeschlossenen versezt. Man hat die vier ehedem geschlossenen Kabinette, an den Eken des Gebäudes, eröffnet, und mit kleinen kostbaren Stüken behangen, um in den übrigen Zimmern mehr Raum zu gewinnen. Durch alle diese Neuerungen ist freilich der von Hrn. Mechel gemachte Katalog der Gallerie beinahe ganz unbrauchbar geworden; indessen behaupten Kenner, daß die neue Einrichtung wirkliche Vorzüge vor der alten habe.

Die Gallerie ist an jeden Montag, Mittwoch und Freitag für die ganze Welt offen. Sie wird, eigentlich nur in den

wär-

wärmern Monaten besucht. Junge Künstler erhalten sehr leicht die Erlaubniß, selbstgewählte Stüke zu kopiren.

An den Montagen ist gewöhnlich ein gedrängvolles Getümmel. Eine Menge Bürgersleute von den untern Klassen, Handwerksbursche, die den Blauen Montag machen, ja sogar geringe Dienstmädchen mit Kindern auf den Armen, besuchen, um den Nachmittag angenehm zu verbringen, die Bildergallerie. Hierin wünschte ich nun wohl eine Abänderung. Die Kinder sind der Gallerie gefährlich: sie betasten manchmal mit schmuzigen Fingern die vortrefflichsten Stüke. Wozu ist auch überhaupt für Kinder die Ansicht der Gallerie? Ich glaube, man könnte, ohne dem Publikum einen Zwang zu thun, Kindern und andern ganz niedrigen Leuten den Eingang verwehren, weil ja eine solche Gemäldesammlung kein Marionettenspiel ist, und man doch weiß, daß dergleichen Leute nichts bessers aus der An-

sicht derselben zu schöpfen wissen, als wenn sie aus langer Weile den Gukkasten eines Savoyarden ansähen.

Hinter dem Gebäude, gegen die Stadt zu, liegt der ziemlich geräumige Garten. Er bildet einen gelinden Abhang. Von der obern Terrasse, noch mehr aber aus dem ersten Stokwerk des Schlosses, hat man eine entzükende Aussicht über den größten Theil der Stadt und der Vorstädte, auf den Kahlen Berg und die daran liegenden Weinberge, und rechts über die Gegenden der Donau hin. Diese Aussicht würde der Garten nicht haben, wenn er mit mehr und höhern Bäumen bepflanzt wäre: dagegen würde er einen andern Vorzug besizen, nämlich mehr Schatten, den man jezt nur in dem untern Theile findet. Aus Mangel dieser einem Garten so wesentlichen Eigenschaft wird er nicht sehr häufig, und nur gegen den spätern Abend hin, von der Schönen Welt besucht.

LXXX.

LXXX.

Trakteurs.

Die sogenannten Wirthstafeln, (*Tables d'hôte*) welche in verschiednen Provinzen in und ausser Deutschland üblich sind, findet man im Wien beinahe gar nicht.

Diese Tafeln haben die Bequemlichkeit, daß man dabei in Gesellschaft miteinander speist; daß sie einen gesezten Preis haben; daß auf eine Gemeintafel ansehnlichere Stüke als in zerstreuten Abtheilungen, und doch für das nämliche Geld können geliefert werden. Dagegen führen sie das Unangenehme mit sich, daß man zur gesezten Stunde essen muß; daß derjenige, welcher am meisten Lebensart besizt, bei einer Wirthstafel gewöhnlich am schlimmsten daran ist, denn es giebt unartige Leute und hungrige Schluker, welche mit der ungezogensten Art am ersten in die Schüsseln eilen, und links und rechts ihren

ren Nachbarn die größten und besten Bissen ohne Blödigkeit und Komplimente vor der Nase wegnehmen. Der gemächliche und höfliche Mann ist an einer Wirthstafel der betrogene; man ißt wie auf der Flucht: im Nu sind die Schüsseln ausgeleert, und er steht mit leerem Magen auf.

Wer in Wien nicht seine eigene Tafel hat, geht in ein Wirthshaus, oder zum Trakteur. In den hiesigen Wirthshäusern wird jedem besonders aufgetischet; man speist zu allen Stunden des Tages, so viel oder wenig Speisen als beliebt, doch hat jede einzelne Speise ihren gesetzten Preis, um den ich auch vorher fragen kann, ehe ich sie bringen lasse.

Die andere gewöhnliche Art zu speisen ist bei den Trakteurs. Sie sind nur in der Stadt selbst zu finden, und ihre Zahl ist mäßig: es mögen ihrer ungefähr 30 sein. Man speist von halb 11 Uhr Morgens bis halb 3 Uhr Nachmittags zu jeder beliebigen Minute. Die Preise

se

se sind sehr verschieden, je nachdem was man zu essen verlanget. Der höchste gewöhnliche Preis für ein Mittagessen ohne Trunk ist Ein Gulden; der geringste $4\frac{1}{2}$ Kreuzer: — ein gewaltiger Absprung, wie man sieht — zwischen diesen beiden Abständen gibt es eine Menge Mittelpreise, zu 5 Kreuzer, zu 8 Kr. zu 10 Kr. zu 12 Kr. zu 15 Kr. zu 24 Kr. zu 30 Kr. zu 45 Kr. zu 48 Kreuzer.

Die Gäste der Trakteurs sind nach den verschiednen Preisen auch Leute verschiednes und beinahe jedes Standes: Agenten, Militärpersonen, Kanzleibeamte, Hausoffiziers, Geistliche, Künstler Kammerdiener, Stallmeister, Studenten, Sprachmeister, Musikanten, Fremde, Dikasterianten, Kaufmannsdiener, Lakaien, Läufer, Kutscher, Reitknechte, Handwerkspursche ꝛc. ꝛc.

Diejenigen, wo man für 10 und 8 Kreuzer speist, werden am häufigsten besucht; dieß ist die gewöhnliche Tafeltaxe

der Kanzellisten, Studenten, Sprachmeister, Geistlichen, Kaufmannsdiener, Lakaien, Kutscher ꝛc. Sie kommen um 12 und halb 1 Uhr schwarmweise, mit hoch frisirten, parfümirten, elegant gepuderten Köpfen, mit doppelten Uhrketten, seidnen Strümpfen und halbpfund schweren silbernen Schnallen, mit seidnen Kleidern und Ringen an den Fingern, und fallen — wie Stahren in einen Teich — an die schon gedeckten Tische hin. Der Speisemeister steht in der Mitte des Zimmers, und kommandirt, wie ein Major vor der Fronte seines Batalljons, die verschiednen Speisen an die verschiednen Tische. Die Esser sitzen wie Häringe auf einander; alles wird in größter Eile verzehert; und sobald ein Tischvoll abgegessen hat, hebt er sich mit Einmal auf; und ein Trupp schon wartender leerer Mägen nimmt den ledigen Platz ein. So essen zum Beispiel, in der **Blauen Flasche** auf dem Stock-in-Eisen-Platz in zwei mittel-

telmäßigen Zimmern täglich binnen drei Stunden über dritthalb hundert Menschen.

Der Tisch für 8 Kreuzer besteht aus vier Speisen: Suppe, Rindfleisch mit einer Brühe, grüne Speise mit Beilage, Braten oder Eingemachtes. Die Porzionen sind so groß, daß der einen gewaltigen Freßmagen haben müßte, welcher sich nicht vollkommen satt daran äße. Jeder Gast hat jede Speise auf einem besonderen eignen Teller, alles von Zinn; nur das Brod liegt gemeinschaftlich da, um jeden soviel davon schneiden zu lassen, als ihm beliebt. Wasser geht in einem zinnernen Becher gleichfalls gemeinschaftlich in der Runde herum. Wer Bier oder Wein will, dem steht es für sein Geld zu Diensten. Den größten Haufen an diesen Tischen machen die Liverei-Leute aus.

Die 10 Kreuzer-Tische enthalten beinahe die nämlichen Speisen; aber man hat ein besonderes Zimmer; jeder Gast

hat

hat eine Serviette, eine weiße Kreuzer-Semmel, und ein eignes Trinkglas. Auch ist die Gesellschaft besser: hier sitzen die Söhne der Musen, die Diener des Altars, Kanzleimänner, Kadetten, ꝛc. ꝛc.

Unter den Lakaien herscht hier, sowohl bei den Trakteurs, als in Bierhäusern und andern öffentlichen Orten, eine sonderbare Sitte. Ihr sitzt im Nebenzimmer eines Trakteurs: mit Einmal macht euch die Gesellschaft im benachbarten Zimmer aufmerksam. Ihr hört keine andere Namen mehr als die vornehmsten: Lichtensteiu, Kaunitz, Esterhazy, Dietrichstein, Palfy, Harrach, Stahremberg, Sinzendorf, Kinsky, Hazfeld, Kolowrat, Kolloredo, ꝛc. ꝛc Ihr glaubt im Vorzimmer eines Saales zu sein, wo der größte Adel eine Versammlung hält. Man öffnet die Thüre, und da sehr ihr eitel Lakaien, Läufer, Jäger, Kutscher, Leibhusaren ꝛc. aus jenen hohen Häusern, in ihrem bunten Liverei-Anzug. Die Spaß-

vögel

vögel haben es zur Gewohnhiit gemacht, statt ihrer eignen, einander bei den Namen ihrer Herren zu nennen, und sich nennen zu lassen.

LXXXI.

Der Fasching.

So heißt in der gemeinen Sprache der Wiener, was man sonst die Fastnacht oder den **Karnaval** nennt.

Für die Wiener — die alten erklärten Freunde von allem was Herz und Sinne vergnügt — ist dieser Zeitraum ein hohes heiliges Fest. Allenthalben, wo man während der Faschingzeit eintritt, ist die erste Frage: Nu wie bringen sie Ihren Fasching hin, wie unterhalten Sie sich, haben Sie schon waker getanzt? Der stille ruhige Mann, der Denker und Wissenschaftspfleger, kommt beinahe in Verlegenheit über alle die Fra-

gen, über alle die Einladungen auf Hausbälle, Pikeniks, Musiken, rc.

Die Hauptbeschäftigung ist Tanz, und was dazu gehört, und damit verbunden ist. Der Fasching fängt sich am 7ten Januar an, und dauert bis an den hellen Aschermittwoch. Während dieser Tage ruft jeder Stuzer, der ein paar Flinterchen auf der Weste, und einen Dukaten in der Tasche hat, ohne jemals Horazen gelesen zu haben, auch ohne nur zu wissen, daß jemals ein Horaz lebte, mit den Worten des Dichters auf:

Nunc eſt bibendum, nunc pede libero
Pulſanda tellus: nunc Saliaribus
Ornare pulvinar Deorum
Tempus erat dapibus, ſodales!

An allen Strasseneken kleben weisse, auch roth, blau und gelb gefärbte Einladungszettel, mit den größten Buchstaben, die man nur in irgend einer Druckerei auftreiben kann: **Heute ist Musik in dem N.N. Saal; Musik mit Trompeten und Pau-**

Pauken; Musik mit Wachsbeleuchtung 2c. 2c.

Der vornehmste Lustplatz ist die Redute. Nebst dieser ist in der Stadt nur ein einziger Tanzsaal, auf der Mehlgrube; weil man hier die Wohnungen nöthiger hat, als sie zu grossen leeren Tanzsälen zu verwenden. Diese sind alle in den Vorstädten: man bezahlt beim Eintritt gewöhnlich 20 Kreuzer, die man aber nach Belieben verzehren kann.

Die Bothschafter, und mehrere andere grosse Herren geben für den hohen Adel Bälle in ihren Häusern. Der Mittelstand, die Räthe, Bankiers, Negozianten, und andre vermögende Bürger ahmen sie darine nach. Man gibt Pikeniks zu 2 Fl. für die Person. Man veranstaltet geschlossene Bälle bei Trakteurs, in Privathäusern, Gasthäusern. Die Hausoffiziers aus den Palästen der Grossen veranstalten auf eigne Faust mit ihren Weibern, Töchtern, mit Gouvernan-

ten, Kammerjungfern, Putzmacherinen ꝛc. glänzende Tanzfeste, auf denen sich manche Zofe mit den Diamanten ihrer Dame schmückt.

Der Pöbel strömt überall hin wo eine Weinflasche blinket und ein Hackbrett klimpert: er ahmt die obern Stände so gut nach, als er kann. Im Jahre 1785 gaben die Dilettanten aus seinem Mittel im Neuen Lerchenfelde ordentliche Bälle mit fünf Kreuzer Eintrittsgeld.

Masken sind, ausser dem Redutensaale, gänzlich verboten.

Der Fasching ist eine gefährliche Zeit. Die erste Unschuld manches Mädchens, die Tugend manches Weibes, findet darin ihr Grab. Wie wär's auch möglich, in jenen Schäferstunden, wo man von Wein, und Tanz, erhizt, unter vier Augen im einsamen Wagen nach Hause fährt, sich ins Schlafzimmer begleiten läßt; in jenen Augenbliken, wo selbst der strenge Vater, die wachsame Mutter, der argwöhnische

Ehe-

Ehemann, die Falten des Ernstes bei Seite legt, und mit der Freude beschäftiget ist; in jenen Augenbliken, auf die der flammende Liebhaber schon ein ganzes Jahr lang gelauert hat, stets alle nöthige Fassung und Stärke beizubehalten. . . Allein, man muß das Gute wie das Böse sagen. Zum Ersaz erschaft er auch glükliche Bekanntschaften, bringt plözlich Herzen zusammen, die lange einsam nach einem sympathetischen Anklang schmachteten, stiftet dauerhafte Liebschaften und selbst Ehen.

Den Wucherern und Geldmäklern gelingt es niemal besser, als im Fasching: dieß ist ihre Erndte. Uhren, Schnallen, Dosen, Ringe, Kleider, Schuldbriefe ꝛc. alles bekömmt Flügel. Nie gelangt man um geringern Preise zu schönen Mobilien, als um diese Zeit. Um diese Redute, um jenen Ball besuchen, und gewisse Absichten ausführen zu können, gibt der Stuzer und die Kokette ihre kostbarsten Habe um die Hälfte des Werthes in der Eile von

sich. Im Versazhause wird der Raum zu enge; die Juden können nicht baaren Geldes genug auftreiben. Man stellt Wechselbriefe mit doppelter Summe des Empfangs aus; man verpfändet seine Besoldungsquittungen auf drei Monate vorhinein; und springt, und lärmt, und erliegt im freudigen Taumel —

Quo me Bache rapis tui plenum!

LXXXII.

Die Fasten.

Genug! der Tanz ist aus, zerschlagt die Flöten!

„Ein bischen Asche auf die Köpfe gestreut, bringt die rasenden Kristen wieder zu sich selbst„ sagt der Türkische Spion. Am Aschermittwoche geht man frühe von den Tanzböden weg, geradezu in die Kirche, läßt sich mit Asche bestreuen, und gehet dann nach Hause, um auszuschlafen.

Die

Die Fasten, welche so wenig zu unsrer heutigen politischen und kirchlichen Verfassung paßt, fångt allmåhlich an, von ihrer Strenge zu verliehren. Ehmals hielt und sah man sehr genau darauf; und manchem, der dieses Geboth nicht beobachtete, hat die Nahrung, die er zu sich nahm, oft an seiner Beförderung im Dienste geschadet. . . In jedem Wirthshause hieng eine gedrukte Verordnung, daß der Wirth zehn Thaler Strafe geben müsse, der bekannten Katholiken an Fasttagen Fleischspeisen vorseze.

Heut zu Tage wird gemeiniglich dispensiret; und daß überhaupt kein solcher Zwang mehr herrsche, dieses verspürt man an dem gefallenen Preise der Eßwaaren welche für diese Zeit bestimmt sind. Ein ehrlicher Fischhåndler versicherte vor einigen Tagen, daß er allein seit drei — vier Jahren jährlich wenigst um zwanzigtausend Gulden weniger Fische verkaufe als sonst. Dieß rühret theils von den Dispen-

sen her, theils ist es aus der veränderten Denkart des Publikums, theils aus der Aufhebung so vieler Klöster entstanden.

Die Wiener — welche bekanntlich näschige Leckermäuler sind — schmachteten von jeher, auch in der heiligen Fastenzeit nach den ägyptischen Fleischtöpfen, allein ihr Gewissen stand den Gelüsten des Magens im Wege. Auch dafür fand sich ein Weg. Die Kirche ist keine Stiefmutter; von ihrem nachsichtigen Geiste beseelt, erleichterte der päbstliche Nuntius schon seit lange die zarten Gewissen. Sein Portier (Thorsteher) hatte Fastendispensationen zu tausenden in Bereitschaft liegen: die Taxe für ein solches Zettelchen waren zwei Siebzehnerstüke. Dieser kleine geistliche Handel machte einen Theil der Besoldung des Portiers aus. Die Wiener holten bis auf die neuesten Zeiten diese Dispensazionen haufenweise. Einige lachten wohl darüber in öffentlichen Gasthäusern, aber sie hol-

ten

ten dieselben doch. So groß ist die Macht der Vorurtheile!

Wie man ehedem das Fleisch in der Fastenzeit abtödtete, so wollte man auch den Geist abtödten. Die Theater waren geschlossen. . . Man hat nun auch hierin nachgegeben. Im vorigen Jahre wurden zum erstenmal während der Fasten auf der hiesigen Bühne Schauspiele gegeben, und 1787 wurden sie auch auf den Bühnen der Provinzialstädte erlaubt.

LXXXIII.

Volkslisten vom Jahre 1786.

Da wir die genaue Zahl von den Bewohnern Wiens so wenig mit Zuverlässigkeit angeben können, als man es von einigen andern der größten Städte Europens kann, so müssen wir uns einsweilen mit Tauf- und Sterbelisten begnügen, um darauf wenigst wahrscheinliche Vermuthun-

gen von dem Bevölkerungszustand dieser Stadt zu gründen.

Im Jahre 1786 sind in Wien und dessen Vorstädten

gestorben:

Männer	2295
Weiber	2152
Knaben *). . . .	3119
Mädchen	3005
Zusammen =	10571

Getauft wurden in allen Pfarren

Knaben . . .	4779
Mädchen . . .	4593
Summe =	9372
Todtgebohren . .	435

In dem Gebährhause sind zur Welt gekommen:

Knaben . . .	598
Mädchen . . .	535
Summa	1133

Für

*) Als Knaben und Mädchen werden die Kinder unter 10 Jahren gerechnet.

Für die ungetauften Kinder der hiesigen Juden und der wenigen Türken rechne ich 65

Also ist die Summe aller Todesfälle 10571

Die Summe aller Geburten . 11005

Also übertrift in diesem Jahre die Zahl der Geburten jene der Sterbefälle um 434

oder wenn man die wirklich lebend zur Welt gekommenen annimmt, um 1

Getraut wurden in diesem Jahre Paare 2690

Vergleicht man diese Listen vom Jahre 1786 mit den Listen vom Jahre 1785, so zeigt sich, daß in dem letzten Jahre 1032 Menschen weniger gestorben, 281 weniger getauft, 23 mehr todt zur Welt gebohren, und 202 Paare mehr getraut worden sind, als im Jahre 1785.

Am lezten Dezember 1785 waren in dem hiesigen allgemeinen Krankenhause 1095 Kranke wirklich vorhanden, dazu kamen in dem ganzen Zeitraum des Jahrs 1786, vom 1 Januar bis zum letzten Dezember, von Tag zu Tag noch 10558 Kranke. Von diesen sind geheilt entlassen worden 9627, gestorben sind 799. Folglich blieben beim Anfang des gegenwärtigen Jahrs wieder 1227 Kranke übrig.

Diese Angaben sind aus der hiesigen Zeitung genommen.

LXXXIV.

LXXXIV.

Konsumtion vom Jahre 1786.

Vom 1 November 1785 bis zum 31 Oktober 1786 sind an den Linien von Wien verzollt worden:

Ochsen	42197	Stüke.
Kühe	1511	—
Kälber	66353	—
Schafe	53925	—
Lämmer	164700	—
Schweine	96949	—
Spanferkel	12967	—
Oestreicher Wein .	454063	Eimer.
Ausländ. u. Ung. Wein	10276	—
Bier	382578	—
Weiß Mehl	379804	Zent.
Schwarz Mehl . . .	293041	—
Gries	9920	—
Hülsenfrüchte	55225	Mezen.
Weizen u. Korn . . .	148655	—
Gerste	136232	—
Haber	719286	—

Heu

Heu	18471	Fuhr.
Stroh	1286517	Bünde.
Unschlitt	23927	Zentn.

Obschon der Tariff der Einfuhr nicht ganz genau den Stand der hiesigen Verzehrung darlegt, so gibt er ihn doch bis auf wenige Artikel, und den Uiberschuß der durch Schleichhandel hereingebrachten Dinge, genau. Laßt uns also aus dieser Liste eine Vergleichung der Verzehrung vom Jahre 1786 mit dem Jahre 1785 anstellen. Wien verzehrte in dem Jahre 1786 gegen das vorhergehende

Mehr

Ochsen . . .	1156	Stüke.
Kühe . . .	192	—
Schafe . . .	4931	—
Lämmer . . .	17524	—
Spanferkel . .	91	—
Bier	5748	Eimer.
Weiß Mehl . .	8912	Zentner.
Schwarz Mehl . .	30848	—

Gries

Gries . . .	2785	Zentn.
Hülsenfrüchte . .	10249	Mezen.
Gerste . . .	62446	—
Haber . . .	14784	—
Stroh . . .	56355	Bünde.
Unschlitt . . .	2396	Zentner.

Weniger

Kälber . . .	4886	Stüke.
Schweine	1607	—
Oestr. Wein . . .	93642	Eimer.
Ausländ. u. Ung. Wein .	373	—
Weizen u. Korn . .	3670	Mezen.
Heu . . .	1436	Fuhren.

Die Verzehrung des Jahrs 1786 war also um ein beträchtliches stärker, als die Verzehrung des vorigen Jahres. Selbst die zwei verminderten Artikel der Kälber und Schweine, werden durch die Zahl der Ochsen, Schafe und Lämmer ersezt. Die Bevölkerung muß also im steigen seyn.

Nur

Nur mit dem Wein bin ich in Verlegenheit. Daß die Wiener im Jahre 1786 um 94015 Eimer weniger sollen getrunken haben, als im vorhergehenden Jahre, kann ich nimmermehr glauben. Die richtigste Auflösung dieses sehr grossen Abstandes wird wohl seyn, daß auf Veranlassung der Kammeraladministrazion eine grosse Menge Wein von den aufgehobenen Klöstern zum Verkauf nach Wien gebracht wurde, welcher Zollfrei in die Stadt gieng, und also den beträchtlichen Unterschied in den Mauthregistern machte.

Staats-Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pezzl, Johann, 1756-1823

Skizze von Wien

Bd.: Drittes Heft

Wien ; Leipzig 1787

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Top.o.304(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11713768-7
VD18 80282806-001